

Versteinerte Spuren

Zur Erinnerung an ehemalige jüdische Studierende
der Friedrich-Wilhelms-Universität



Inhaltsverzeichnis

Grußworte

Prof. Dr. Dr. h.c. Christoph Marksches	4
Günter Saathoff	6

Einleitung

Mit stolpernden Schritten durch die Geschichte	8
--	---

Die Friedrich-Wilhelms-Universität im Nationalsozialismus	11
--	-----------

Biografien

Max Bayer	13
Herbert Simon Brintzer	15
Heinrich Gabel	17
Ernst Abraham Adolf Grünspach	20
Martin Hammerschmidt	21
Walter Herz	23
Ernst Morits Martin Horwitz	27
Ruth Rosa Jacobsohn	29
Herbert Franz Katz	31
Manfred Litten	35
Hans Gabriel Löwenthal	38
Alice Markiewicz	40
Hilde Ottenheimer	42
Herta Ruth Selbiger	45
Elise Unger	48

Erinnerung stiften

Marion Beutler, Walter Brock, Alfred Goldstaub, Margot Ruth Rosenthal, Cäcilie Bertha Springer	50
---	----

Danksagungen	52
---------------------------	-----------

Literatur- und Quellenverzeichnis	54
--	-----------

Anmerkungen	58
--------------------------	-----------

IMPRESSUM

Herausgeber:
Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6
10099 Berlin

Redaktion: Verena Bunkus, Trudy Dahan, Sheer Ganor, Martin Hagmayr,
Héla Hecker, Ewa Miśkiewicz (Projektgruppe Stolpersteine)
Lektorat: Annett Peschel, Julia Wunderer

Gestaltung, Grafik, Satz: unicom-berlin.de
Druck: mediabogen
Auflage: 1.000 Ex.

Redaktionsschluss: 31.05.2010

www.hu-berlin.de/ueberblick/geschichte/stolpersteine

Grußwort

Prof. Dr. Dr. h.c. Christoph Markschie

Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin



Ein fälliges Zeichen

Zu den bewegendsten Ereignissen meiner knapp fünfjährigen Amtszeit gehört die Verleihung von Ehrendoktoren an zwei jüdische Studierende, die entweder gar nicht an unserer Universität studieren durften oder aber Hals über Kopf Berlin und seine Universität verlassen mussten, um Leib und Leben zu retten. Der eine ist wohl bekannt, ein großer Journalist und Literaturkritiker vor dem Herrn, der andere wird mindestens von Freunden der Literatur gekannt; jüngst widmete ihm ein Verlag noch einmal eine schöne, zweibändige Gesamtausgabe. Und weil sie beide so schöne, so unterschiedliche und doch in manchem vergleichbare Texte geschrieben haben, seien beider Namen genannt und nicht nur angespielt: Marcel Reich-Ranicki und Hans Keilsson. Hier hatte die Universität, hier hatte ihr Präsident das große, das unverdiente, das bewegende Glück, Menschen noch die Hand schütteln zu können und ins Angesicht die Worte zu sagen, die an unserer Universität lange nicht über die Lippen kamen: Wir schämen uns. Wir bitten um Entschuldigung. Wir wollen nicht vergessen, sondern aus der Desastergeschichte unserer Universität im zwanzigsten Jahrhundert lernen.

Aber es gehört zu dieser Desastergeschichte, dass wir uns bei vielen Betroffenen nicht mehr entschuldigen können, ihnen niemals mehr die Hand drücken dürfen, weil unsere Vorfahren das Desaster mit deutscher Gründlichkeit geplant und flächendeckend durchgeführt haben, auch mit Hilfe von Professuren dieser Universität – wenn es um diese Desaster geht, will plötzlich kaum jemand Rechtsnachfolger der alten Friedrich-Wilhelms-Universität sein, bei den Nobelpreisträgern ist das schon anders. Wir stellen uns dieser Geschichte und erinnern an die, bei denen wir nicht mehr um Entschuldigung bitten können und auch nicht mehr nachholen können, was die entartete Wissenschaft versäumt hat. Insofern danke ich für die wunderbare Initiative, Biografien von einstigen, ermordeten Studierenden zu recherchieren und ihnen einen Gedenkstein zu legen, über den wir stolpern und uns so erinnern, auch wenn wir eigentlich verdrängen wollten.

Jahr für Jahr führt die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ eine ganze Schar internationaler Studierender in Berlin zusammen, Jahr um Jahr entstehen spannende Projekte aus den Begegnungen in diesem Jahr. Das diesjährige Projekt ist besonders bemerkenswert und mir bleibt nur noch, ganz herzlich zu danken. Das Zeichen war überfällig und es hilft uns, die noch liegengelassenen Aufgaben, die uns die Geschichte dieses Hauses eigentlich in jeder Sekunde vor die Füße legt, beherzt anzupacken. Es gibt noch mehr Biografien, die erinnert werden sollten und noch viele Gelegenheiten für Stolpersteine. *Vivant sequentes*, wie unsere Universitätsgründer gesagt hätten.

Prof. Dr. Dr. h.c. Christoph Markschie

Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin

Grüßwort

Günter Saathoff

Vorstand der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“



Zwischen „Stolpersteinen“ und „Brückenbau“: bricks and bridges

Vor zehn Jahren bekannte sich der Deutsche Bundestag mit der Gründung der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ (EVZ) zur politischen und moralischen Verantwortung für die ehemaligen Sklaven- und Zwangsarbeiter und der weiteren Opfer des Nationalsozialismus. Er verband dies in der Präambel des EVZ-Stiftungsgesetzes mit dem Willen, die Erinnerung an das ihnen zugefügte Unrecht auch für kommende Generationen wach zu halten.

In diesem Sinne hat die Stiftung EVZ im Jahre 2003 u.a. das Programm „Berlin-Stipendien“ ins Leben gerufen, das für junge Menschen aus verschiedenen Staaten jeweils ein Studienjahr an Berliner Hochschulen fördert. Es ist bezogen auf Bewerberinnen und Bewerber, die ein großes persönliches Interesse an der Auseinandersetzung mit der Geschichte des Nationalsozialismus und dem Umgang mit seinen Opfern haben, oft verbunden mit einem familiären Bezug zum Thema.

Das Programm soll Brücken der Versöhnung bauen, gerade, weil sich darin junge Menschen aus Deutschland und denjenigen Ländern Mittel- und Osteuropas begegnen, die am meisten unter dem NS-Regime zu leiden hatten und in denen deshalb auch heute noch (einschließlich Israel) die meisten NS-Opfer und ihre Nachkommen leben. Derlei Brücken können zwischen der Vergangenheit und dem Heute, zwischen Generationen, der Generation der Opfer und der Generation von „heute und morgen“, zwischen unterschiedlichen Ländern und Kulturen konstruiert werden.

Unter dem diesjährigen Thema des Stipendiatenjahrgangs „Ausgegrenzt und verfolgt: Antworten auf die Erfahrungen im Europa des 20. Jahrhunderts“ haben die Teilnehmerinnen und Teilnehmer in kleinen Gruppen u.a. einen Dokumentarfilm gedreht, Ausstellungen konzipiert und Stadtrundgänge organisiert – und als eine von ihnen die „Projektgruppe Stolpersteine“ gegründet.

Die Stolpersteine als seit über einem Jahrzehnt in Deutschland etablierte Kunst- und Dokumentationsform bringen uns die Erinnerung an die Opfer nahe und „legen uns sinnbildlich ihr Schicksal vor die Füße“. Die Idee der Projektgruppe bestand darin, Stolpersteine für ehemalige Studierende

der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität zu verlegen, die aus rassistischen Gründen als Juden vom NS-Regime angefeindet und zwangsexmatrikuliert worden waren.

Das Projekt verbindet das Schicksal der Opfer mit dem der heutigen Stipendiaten, die sich als angehende Akademikerinnen und Akademiker in einem ähnlichen zeitlichen Abschnitt ihres persönlichen und beruflichen Werdegangs befinden. Es bringt die während der NS-Zeit zwangsexmatrikulierten jüdischen Studierenden symbolisch „zurück in ihre Universität“.

Während üblicherweise die vor den Wohnhäusern der ermordeten jüdischen Mitbewohner verlegten Stolpersteine von Deportation und Tod zeugen, belegen die hier verlegten Steine darüber hinaus die geistige und gesellschaftliche Ausgrenzung und mahnen uns neben der Erinnerung an die Opfer auch zur Wachsamkeit heute.

Seitens der Stiftung gratuliere ich den beteiligten Stipendiatinnen und Stipendiaten zu diesem Projekt, danke den Verantwortlichen der Humboldt-Universität für ihre tatkräftige Unterstützung und wünsche uns allen, dass die verlegten Stolpersteine zu Pfeilern der Erinnerung, Völkerverständigung und zu Fundamenten der Toleranz werden.

Günter Saathoff

Vorstand Stiftung EVZ

Einleitung

Mit stolpernden Schritten durch die Geschichte

Die Projektgruppe „Stolpersteine“ entstand im September 2009, als sich die Stipendiatinnen und Stipendiaten des Programmjahres 2009/2010 der Berlin-Stipendien der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ (EVZ) auf einem Einführungsseminar getroffen haben. In diesen Tagen und in den darauf folgenden Wochen kristallisierten sich das Profil des Projekts und die Mitglieder, die sich für diese Arbeit interessierten und zur Zusammenarbeit bereit erklärten, heraus.

Am Anfang ging es mehr um die Stolpersteine an sich als um die konkreten Aufgaben, die noch nicht festgelegt waren. Das verbindende Element war die Idee der Stolpersteine, die ein Projekt des Kölner Künstlers Gunter Demnig, als Erinnerung und Mahnung an die Opfer des Nationalsozialismus, sind. Die Steine aus Messing werden vor ehemaligen Wohnorten, Arbeitsplätzen oder Schulen seit Ende der 1990er Jahre mit Namen sowie Geburts-, Deportations- und Todesdatum der Opfer verlegt. Als in das Stadtbild eingebettete Gegenstände sind die Steine auch übersehbar, aber wenn jemand während seines alltäglichen Weges über sie „stolpert“, werden die historischen Ereignisse durch das Aufeinandertreffen zweier Individuen (des Stolpernden und desjenigen, dessen Name auf dem Stein steht) gegenwärtig.

Die Erinnerung existiert nur durch allmähliche Vergegenwärtigung des Geschehenen. Mit dieser Überzeugung entschloss sich die Projektgruppe, ehemaliger jüdischer Studierender der damaligen Friedrich-Wilhelms-Universität zu gedenken, die wegen ihrer Herkunft im Nationalsozialismus schwere Hindernisse überwinden mussten. Die meisten von ihnen wurden exmatrikuliert, wenige konnten ihr Studium mit spezieller Erlaubnis beenden, in extremen Fällen kam es dazu, dass eine Dissertationsarbeit binnen einiger Monate geschrieben werden musste. Diese Studierenden wurden alle zu Opfern des Regimes – sie fanden den Tod in Ghettos, in Konzentrations-, Vernichtungs- oder Internierungslagern, Tötungsanstalten oder wählten den Freitod.

Ziel des Projekts war es, möglichst viele und präzise Informationen über diese Studentinnen und Studenten herauszufinden. Durch die Rekonstruktion der Lebensläufe sollten das Gesicht und die Geschichte dieser

Personen entdeckt werden. Diese „Wieder-Entdeckung“ soll genau das Gegenteil dessen sein, was im Mechanismus des Dritten Reiches geschah: Einem enthumanisierenden Prozess soll gezielte Personifikation entgegengesetzt und dadurch die menschliche Würde in Erinnerung gerufen werden.

Dank der langjährigen Recherchearbeit von Dr. Peter Nolte erhielt die Projektgruppe im November 2009 eine Liste mit über sechzig Namen derjenigen Studierenden der Friedrich-Wilhelms-Universität, die Opfer des Nationalsozialismus geworden sind. Diese Liste war der Ausgangspunkt der Recherche. Nach der ersten wissbegierigen, enthusiastischen Suche im Onlinearchiv von Yad Vashem und nach zahlreichen Internet-Recherchen wurde klar, wer von diesen Personen schon einen Stolperstein in Deutschland erhalten hat und zu wem ein Pfad gefunden werden konnte. Mit diesen ersten Hinweisen begannen die eigentliche Aufdeckungsarbeit und die Rekonstruktion. Glücklicherweise konnten Kontakte zu Familienangehörigen, die heute in Deutschland, in Großbritannien, in Israel und in den USA wohnen, hergestellt werden. So kam es sowohl in Deutschland als auch in Israel zu persönlichen Treffen, zu berührenden Begegnungen. Diese Gespräche haben einen wesentlichen Beitrag zum ausführlichen Lebenslauf einzelner Studentinnen und Studenten geleistet. Dank der Angehörigen wurde die Recherche auch mit Fotos und persönlichen Briefen bereichert.

Ein anderer Weg war die Suche nach Hinweisen in unterschiedlichen Quellen. Über einige Personen wurden schon wissenschaftliche Arbeiten oder Biografien veröffentlicht und diejenigen, die diese Arbeit geleistet haben, haben sich bereit erklärt, der Projektgruppe mit ihren Ergebnissen und Ratschlägen weiterzuhelfen.

Auch diverse Archive wurden kontaktiert, in denen man einige Bausteine des Lebenslaufs aufzufinden vermutete. So kam es dazu, dass die Projektgruppe eine Exkursion mit Recherchearbeiten in der KZ-Gedenkstätte in Auschwitz durchgeführt hat, dass das Universitätsarchiv der Humboldt-Universität zu Berlin, das Brandenburger Landeshauptarchiv, das Entschädigungsamt Berlin und weitere Archive deutschlandweit, in Israel, Österreich, Polen und in der Schweiz kontaktiert und die vorhandenen Unterlagen und Akten gründlich erforscht wurden.

Die Friedrich-Wilhelms-Universität im Nationalsozialismus

Das Ergebnis dieser vielschichtigen Arbeit beinhaltet diese Broschüre. Wie Sie sehen werden, handelt es sich um sehr unterschiedliche Lebensläufe. Zu manchen Personen konnten ausführliche Informationen ermittelt werden, besonders zu denjenigen, an die sich noch Lebende erinnern. Aber sogar in diesen Lebensläufen tauchen immer wieder Intervalle auf, die Leerstellen im Leben der Recherchierten bilden. Besonders deutlich wird diese schwer zu füllende Leere bei denjenigen fünf Personen, über die weder in Archiven noch durch Kontakte etwas zu finden war. Von ihrer Existenz zeugen nur Erwähnungen oder Aufzählungen in diversen Listen.

Die Entstehung und Durchführung dieses Projektes wäre nicht möglich gewesen ohne die Förderung im Rahmen des Stipendienprogramms durch die Stiftung EVZ sowie die Vorarbeit und die Hilfe von vielen engagierten Personen. Mit ihrer Erfahrung haben die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Berliner Stolperstein-Koordinierungsstelle, insbesondere Wilfried Burkard und Carola Weinholz unerlässliche Hilfe gegeben. Sie waren die Vermittler zwischen der Projektgruppe und dem Künstler – letzterem, Gunter Demnig, gilt auch unser Dankeschön für die Möglichkeit dieser besonderen Verlegung.

Dieses Projekt erinnert an diejenigen, die aus der Namenlosigkeit herausgehoben werden müssen, um ein Gesicht zu bekommen. Denn, mit Theodor Adornos Worten, hat das perennierende Leid das Recht auf Ausdruck.

*Verena Bunkus, Trudy Dahan, Sheer Ganor, Martin Hagmayr,
Héla Hecker, Ewa Miśkiewicz*
Projektgruppe Stolpersteine

Die Humboldt-Universität zu Berlin, deren 200-jähriges Jubiläum in diesem Jahr begangen wird, hieß seit 1828, und damit auch zur Zeit des Nationalsozialismus, Friedrich-Wilhelms-Universität. Von der Universität gingen – getragen durch Studierende und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler – menschenverachtende und verheerende Impulse aus, die auf der Ideologie des NS-Regimes beruhten. Unter der Regie der Deutschen Studentenschaft, die maßgeblich von Anhängerinnen und Anhängern der NSDAP getragen wurde, fand beispielsweise die Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 auf dem Opernplatz (heute: Bebelplatz) statt,¹ die auf Grund ihrer zentralen Lage pressewirksam veranstaltet wurde.

Studierende und Lehrende, die mit linken Bewegungen sympathisierten oder jüdischer Herkunft waren, wurden durch Angehörige der Deutschen Studentenschaft bzw. durch den Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund bereits vor der Machtübernahme schikaniert; denunziatorische Listen wurden aufgestellt sowie Kundgebungen, Aufmärsche und Schlägereien veranstaltet.²

An der Friedrich-Wilhelms-Universität wurde die Selbstverwaltung aufgelöst, erklärtes Ziel war die „Führeruniversität“, die dem „Führerprinzip“ entsprechen sollte. Dies geschah mit Wohlwollen seitens eines Teils der Dozierenden und Studierenden – so ist neben der Gleichschaltung von einer willigen „Selbstgleichschaltung“ die Rede.³ Das Gesetz „Zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933 ebnete den Weg für die Diskriminierung NS-unliebsamer Professorinnen und Professoren.

Wie in dieser Broschüre ersichtlich wird, wurden Studierende an ihrem Studium gehindert oder mussten sich unter erschwerten Bedingungen die Durchführung ihres Studiums und Prüfungen erkämpfen.⁴ Eine Klausel sah vor, dass nur noch ein geringer Prozentsatz „Nichtarier“ studieren durfte. Massive Anfeindungen und restriktive Bestimmungen seitens der Universität hinderten auch ohne diese Beschränkung viele Studierende am Aufsuchen der Universität. Ab 1935 musste ein „arischer“ Abstammungsnachweis erbracht werden, um ein Studium beginnen zu können – bis eine Immatrikulation schließlich nach der Reichspogromnacht vom November 1938 auch formell verboten wurde.⁵

Max Bayer

(21.09.1906 – 1943)

Zweifelhaften Ruhm erlangten Berliner Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die an Projekten mitwirkten oder initiierten, die eng an den Nationalsozialismus geknüpft waren. Beispielhaft sind hier die Agrarökonominen und -ökonomen zu nennen, die an der Grundlage zur „Eindeutschung des Ostens“ mitwirkten, aus welcher der so genannte „Generalplan Ost“ hervorging. Dieser sah eine „Neubesiedelung“ der zu erobernden Gebiete bis zum Ural vor. Dabei unterschied sich die Friedrich-Wilhelms-Universität jedoch nicht von anderen Universitäten: „Widerstand war hier wie anderswo die Ausnahme. Professoren als ‚Täter‘ finden sich häufiger, wohl weniger einer entsprechenden Disposition der Professoren, sondern wegen der engen räumlichen Anbindung an das Zentrum der Macht.“⁶

Im Folgenden werden Biografien jüdischer Studierender vorgestellt, die – einst Teil der Universität – bei der Machtergreifung noch an der Friedrich-Wilhelms-Universität eingeschrieben waren und unter erschwerten Bedingungen studierten oder ihr Studium aufgeben mussten. Alle wurden während der Zeit des Nationalsozialismus getötet oder nahmen sich das Leben.

Max Bayer wurde am 21. September 1906 in Aschbach in Bayern geboren. Ab dem Jahr 1929 unterrichtete er an der Israelitischen Taubstumm-Anstalt (ITA) in Berlin-Weißensee. Diese Taubstumm-Anstalt existierte in Berlin seit 1873. Dort lernte er seine spätere Frau Gisela Schrage (geb. am 6. November 1906 in Brody, Galizien) kennen, die ebenfalls taubstumme Kinder unterrichtete.⁷

Von 1932 bis 1934 studierte Max Bayer an der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität.⁸ Max Bayer konnte sein Studium wahrscheinlich nicht beenden, denn die Frage nach einem Studium, beantwortete er bei der Volkszählung vom Mai 1939 mit einem „Nein“.⁹



Herbert Sonnenfeld: Der Lehrer Max Bayer mit seinen Schülern beim Unterricht im Freien in der Israelitischen Taubstumm-Anstalt, Berlin-Weißensee 1935, © Jüdisches Museum Berlin, Ankauf aus Mitteln der Stiftung Deutsche Klassenlotterie Berlin.

Herbert Simon Brintzer

(29.08.1911 – 26.11.1943)

Auch während seines Studiums arbeitete er weiterhin an der Israelitischen Taubstummen-Anstalt.¹⁰ Im Nationalsozialismus verschlechterten sich die Umstände für Personen mit Behinderungen, somit auch für die ITA, kontinuierlich. Die finanzielle Unterstützung von staatlicher Seite wurde reduziert und schließlich ganz gestrichen.¹¹

Im Sommer 1939 konnte Felix Reich, der 1885 geborene Leiter der Israelitischen Taubstummen-Anstalt, zehn Kindergartenkinder der ITA von Berlin nach London bringen. Vom britischen Unterrichtsministerium erwirkte er die Zusage, auch die übrigen Schüler, Lehrer und Angestellten der ITA nach Großbritannien holen zu dürfen, womit sowohl Max und als auch Gisela Bayer hätten emigrieren können. Aufgrund des Kriegsbeginns im September 1939 konnten diese Pläne jedoch nicht mehr umgesetzt werden.¹²

Laut der Volkszählung vom 17. Mai 1939 wohnten Max Bayer und seine Frau Gisela Bayer in der Hufelandstraße 41 im Bezirk Prenzlauer Berg. Mit ihnen im Haushalt lebten die Schwiegereltern Sara (geb. Meiseles am 13. August 1876) und Salomon Schrage (geb. am 23. Dezember 1876 in Brody). Für beide gibt es keine Einträge im Gedenkbuch des Bundesarchivs, so dass sie den Krieg entweder überlebten oder zuvor starben. Ebenfalls mit ihnen im Haushalt lebten Paula Gongola (geb. Schrage am 11. September 1908) und ihr Mann Heinz Gongola (geb. am 20. Oktober 1910).¹³ Das Ehepaar Gongola wurde am 26. Oktober 1942 nach Riga deportiert und dort am 29. Oktober 1942 ermordet.¹⁴

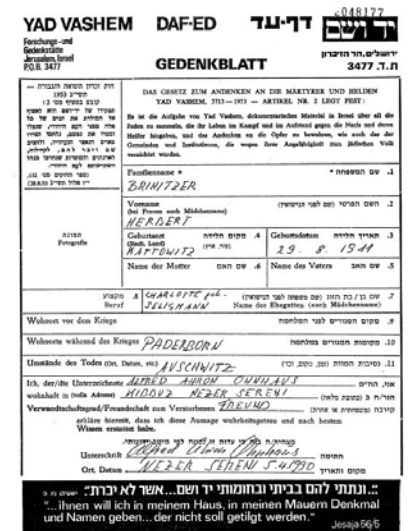
1940 war Max Bayer einer von nur mehr drei Lehrern, welche die 22 verbliebenen Kinder betreuten, die noch in der Israelitischen Taubstummen-Anstalt lebten.¹⁵ Wahrscheinlich musste er ab Anfang 1941 als Ordner im Sammellager „Große Hamburger Straße“ arbeiten.¹⁶

Am 21. Dezember 1942 bekamen er und seine Frau eine Tochter, die sie Reha nannten. Am 17. Mai 1943 wurde Max Bayer mit seiner Frau und seiner fünf Monate alten Tochter mit dem letzten großen Deportationszug von Berlin nach Auschwitz deportiert. Sie gelten seit diesem Tag als „verschollen“.¹⁷

Herbert Simon Brintzer wurde als Sohn von Artur – vermutlich einem Tischler¹⁸ – und Henriette Brintzer am 29. August 1911 in Kattowitz geboren. Seine Mutter wurde von ihrem Wohnort Beuthen am 12. Juni 1942 nach Auschwitz deportiert und gilt seitdem als „verschollen“.¹⁹ Über den weiteren Verbleib des Vaters ist nichts bekannt, sein Todesdatum ist im Gedenkbuch des Bundesarchivs für den 12. April 1940 vermerkt.²⁰ Wann und wie Herbert Brintzer nach Berlin gelangte, ist nicht bekannt. Wie die „Stammrolle für Reichsdeutsche Nichtarier an der Universität Berlin“ aus dem Universitätsarchiv belegt, war er bis zum 1. Oktober 1936 offiziell an der Berliner Universität an der Medizinischen Fakultät eingeschrieben.²¹ Sein Abgangszeugnis konnte nicht aufgefunden werden.

Bei der Volkszählung 1939 gab er an, wohnhaft in Beuthen, Oberschlesien, in der Bahnhofstraße 29 zu sein²² – der Adresse, unter welcher auch seine Eltern laut dieser Volkszählung gemeldet waren.²³

Der nächste Hinweis von Herbert Brintzer lässt sich im Zusammenhang mit dem „Jüdischen Umschulungs- und Einsatzlager am Grünen Weg in Paderborn“, das von 1939 bis 1943 existierte, finden. Dieses Lager wurde Ende Juni 1939 als sogenanntes *Hachscharah-Kibbuz*²⁴ gegründet. In einem Vertrag zwischen der „Reichsvereinigung der deutschen Juden“ und der Stadt Paderborn war das Grundstück am Grünen Weg „unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden, damit im Zuge der jüdischen Selbsthilfe junge Juden zu ‚körperlicher, vorwiegend landwirtschaftlicher und gärtnerischer Arbeit als Vorbereitung ihrer Auswanderung‘ ausgebildet werden konnten“.²⁵ Das *Hachscharah-Kibbuz* unterstand dem deutschen Landesverband der Hechaluz, als „Hinwendung der deutschen jüdischen Jugend nach Palästina“.²⁶



Yad Vashem Gedenkblatt als Erinnerung an Herbert Brintzer.

¹⁰ Das ist der Name einer jüdischen Organisation auf einem eigenen Grundstück aufzulassen.

Heinrich Gabel

(15.10.1910-28.02.1945)

Herbert Brinitzer versuchte offenbar, wie viele tausende andere Juden auch, nach Palästina zu emigrieren. Diese hürdenvolle Aufgabe²⁷ wurde schließlich ab Oktober 1941 unmöglich, da der Reichsführer-SS Heinrich Himmler durch eine Geheimanordnung die Auswanderung einstellen ließ. Herbert Brinitzer meldete sich vom *Hachschara-Kibbuz* in Kleinschnellendorf am 24. Mai 1940 in das Umschulungslager in Paderborn um. Dorthin kam auch seine zukünftige Ehefrau Charlotte Seligmann²⁸ am 6. Januar 1941, die als vorherigen Wohnort Chemnitz angab.²⁹

Im Juni 1941 wurde durch einen erneuten Vertrag das Lager in ein Arbeitslager für 100 Personen, ein sogenanntes „Einsatzlager“, umgewandelt. Die Insassen, seit September 1941 gezwungen, den Gelben Stern zu tragen, mussten nun Zwangsarbeit in der Stadt leisten.

Laut eines Eintrages des Standesamts in Paderborn heirateten Herbert Brinitzer und Charlotte Seligmann am 9. Februar 1942.³⁰ Da sie zu den Älteren der Gruppe gehörten, bildeten sie wahrscheinlich eine gesonderte Gemeinschaft als die jüngeren Bewohnerinnen und Bewohner, die auf Grund verschiedener Hachschara-Lagerauflösungen 1941/42 nach Paderborn gekommen waren.³¹ Sie wohnten vermutlich sogar in einer eigenen Baracke für Ehepaare.

Herbert und seine Frau Charlotte Brinitzer wurden gemeinsam mit allen Bewohnerinnen und Bewohnern des „Einsatzlagers“ am Grünen Weg am 1. März 1943 über Bielefeld ins Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz deportiert. Über Charlotte Brinitzers Schicksal ist nichts weiter bekannt; sie gilt als „verschollen“.³² Herbert Brinitzer kam nach Auschwitz III, Buna-Monowitz³³ und erhielt die Häftlingsnummer 104906. Am 26. November 1943 verstarb er in Monowitz.³⁴

Viele Informationen verdanken wir den Recherchen von Ron Brinitzer, dem Großneffen von Herbert Brinitzer. Für seine Anregungen sei ihm herzlich gedankt. Dank gebührt ebenso dem ehemaligen Bewohner des Lagers „Grüner Weg“, Israel Löwenstein, sowie der Historikerin Dr. Naarmann.

>> *Ich, Heinrich Gabel, wurde am 15. Oktober 1910 in Berlin-Charlottenburg geboren. Mein Vater, der Rechtsanwalt Dr. Heinrich Gabel, war bereits kurz vor meiner Geburt gestorben. Ich wurde hier von meiner Mutter, die bei ihren Eltern lebte, erzogen und besuchte von 1917–1920 die Goethe-Schule und danach von 1920–1929 das humanistische Fichte-Gymnasium in Berlin-Wilmersdorf. Hier bestand ich im Jahre 1929 das Abiturientenexamen ‚mit Auszeichnung‘. Da das mir von meinem Vater hinterlassene bescheidene Vermögen durch die Inflation vernichtet worden war, verdiente ich mir während der letzten Schuljahre das Schulgeld durch Erteilung von Nachhilfunterricht, um meine Mutter, die beruflich tätig war, zu entlasten. Seit dem Sommersemester 1929 studierte ich Rechtswissenschaften; ich studierte lediglich in Berlin, da ich mir auch das Geld zum Studium selbst verdienen musste und auswärts für mich keine Verdienstmöglichkeiten für mich bestanden hätten. Am Anfang dieses Jahres bestand ich das Referendarexamen mit ‚gut‘. Ich möchte jetzt versuchen den Doktorgrad zu erwerben. Ich versichere, dass ich mich noch niemals irgendwo zu diesem Examen gemeldet habe. Ich bitte deshalb darum, von der Fakultät zur Promotion zugelassen zu werden.³⁵*

Mit diesem handschriftlichen Schreiben ersuchte der 22-jährige Heinrich Gabel am 9. Juni 1933 an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin, zur Doktorprüfung zugelassen zu werden. Obwohl Heinrich Gabel Jude war, hatte er dennoch sein Studium beenden können. Nur die Bewertung seiner Dissertation mit dem Titel „Der Anteil der Miterben im Konkurs“ und die Doktorprüfung fehlten noch. Vom März 1934 ist ein weiteres Schreiben an die Universität überliefert. Heinrich Gabel bittet darin, dass er seine Dissertation kürzen darf, um Druckkosten zu sparen. Im Schreiben spiegeln sich die wirtschaftlichen Probleme seiner Familie wider:

>> *Ich bitte nachträglich ergebenst, die Kürzungen zu genehmigen. Leider zwingen mich wirtschaftliche Gründe dazu, den Druck der Arbeit möglichst billig zu gestalten, da mein Vater tot ist, meine Mutter kürzlich ihre Stellung verloren hat und ich selbst nur eine kleine Volontärstellung habe, bei der ich kaum etwas verdiene.³⁶*

רשות ההגירה לשוואה ובלגורה, ירושלים
דף-עד
לרשום חזכי השוואה והבלגורה

048910

DR. GABEL
HEINRICH
היינריך גבל

1940

BERLIN, GERMANY

BEATHE MAYER-ASSISER
דוקטורית מאסיר-מייזר
גרמניה - הולנד

אנקה גיבברגל
אלוטב רשפון

2074

Yad Vashem Gedenkblatt als Erinnerung
an Heinrich Gabel.

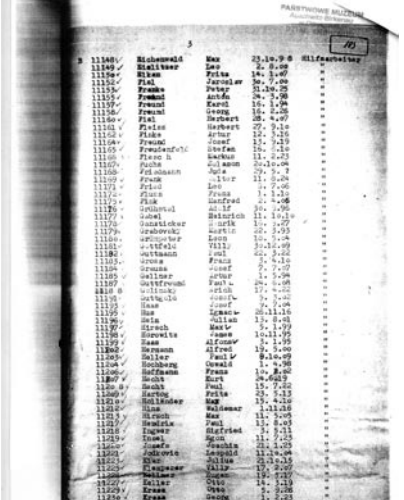
Heinrich Gabel widmete seine Dissertation seiner Mutter Charlotte Gabel (geb. Löwenstein), welche am 4. Januar 1890 in Berlin geboren wurde. Am 1. März 1943 wurde sie nach Auschwitz deportiert und gilt seitdem als „verschollen“.³⁷ Über das Schicksal Heinrich Gabels in den folgenden Jahren wissen wir wenig. Am 25. August 1937 bekamen er und seine Frau Lucie Beate (geb. Mayer am 26. August 1912 in Berlin) einen Sohn, Gerhard Gabel.

Wir wissen nicht genau, warum sich die junge Familie mit einem Kleinkind zur Emigration entschloss. Wenn man die Schriftstücke aus der Promotionsakte betrachtet, dann waren wahrscheinlich auch wirtschaftliche Gründe ausschlaggebend. Heinrich Gabel und seine Frau betraten mit ihrem nicht einmal zweijährigen Sohn am 13. Mai 1939 ein Passagierschiff in Hamburg, welches sie in das sichere Kuba bringen sollte. Das Schicksal dieses Schiffes und seiner Passagiere

ging in die Geschichte als die „Irrfahrt der St. Louis“ ein: Als die „St. Louis“ am 27. Mai 1939 Havanna erreichte, durfte sie dort nicht am Hafenerpier anlegen, denn der kubanische Präsident Bru hatte die Lande-laubnisse der Flüchtlinge für ungültig erklärt und verbot die Abfertigung des Schiffes. Trotz tagelanger Verhandlungen und verzweifelter Bitten durften nur wenige Personen von Bord und die „St. Louis“ musste am 2. Juni 1939 den Hafen wieder verlassen. Kapitän Gustav Schröder nahm Kurs auf Florida, denn er wollte heimlich in einer „Nacht- und Nebel-Aktion“ zumindest einen Teil der Passagiere in Rettungsbooten an Land bringen. Doch die amerikanische Küstenwache stoppte das Vorhaben. Nachdem weitere Länder die Aufnahme der Passagiere der „St. Louis“ abgelehnt hatten, mussten sie wieder in Richtung Europa umkehren. Erst im letzten Moment erklärten sich Frankreich, Belgien, die Niederlande und Großbritannien bereit, die 906 jüdischen Flüchtlinge aufzunehmen. Familie Gabel war unter den 181 Personen, denen von den Niederlanden Zuflucht gewährt wurde.³⁸

In den Niederlanden wurden sie gemeinsam mit anderen Passagieren in der Quarantänestation Heyplaat in Rotterdam untergebracht, welche mit Stacheldraht umzäunt und von Polizisten mit Schäferhunden bewacht wurde.³⁹ Wie lange sich Familie Gabel nach dem Einmarsch Nazi-Deutschlands im Internierungslager Westerbork aufhielt, ist unklar. Am 6. September 1944 wurde Heinrich Gabel gemeinsam mit seiner Frau Beate und ihrem Sohn Gerhard aus Westerbork nach Theresienstadt und Heinrich Gabel von dort am 29. September 1944 weiter nach Auschwitz deportiert.⁴⁰ Beate und Gerhard Gabel wurden wenige Tage später am 4. Oktober 1944 ebenfalls von Theresienstadt nach Auschwitz deportiert.⁴¹

Die Familie hatte es geschafft, bis zu diesem Zeitpunkt all die Jahre zusammenzubleiben und alle Strapazen gemeinsam zu überstehen. Doch in Auschwitz verlieren sich die Spuren von Beate und Gerhard Gabel, wahrscheinlich wurden sie direkt nach der Ankunft in Auschwitz ermordet. Gerhard Gabel war zu diesem Zeitpunkt gerade einmal sieben Jahre alt und hatte den größten Teil seines Lebens auf der Flucht oder in Lagern verbracht. Nur Heinrich Gabel überstand vorerst die Selektion. Sein Name findet sich in einer Transportliste vom 2. Oktober 1944 mit weiteren 296 Juden, die für den Arbeitseinsatz bestimmt waren und von Auschwitz I ins Nebenlager Golleschau Auschwitz III überstellt wurden. In der Transportliste wird er mit der Häftlingsnummer B11177 geführt. Der 33-jährige Jurist wird dort als „Hilfsarbeiter“ bezeichnet.⁴² Sein Name soll in der Folge noch im Gefangenenkrankenhaus Auschwitz am 28. Oktober 1944 auftauchen.⁴³ Heinrich Gabel wurde wie seine Mutter, seine Frau und sein Sohn in Auschwitz ermordet, als Todesdatum wird der 28. Februar 1945 angegeben.⁴⁴



Transportliste vom 2. Oktober 1944 nach
Golleschau mit dem Namen von Hein-
rich Gabel. Quelle: Archivbestände des
Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau
in Oświęcim, K-Do Golleschau, S4G D –
Aulll Golleschau Band 1, Blatt 103.

Ernst Abraham Adolf Grünspach

(11.10.1911-02.11.1944)



Yad Vashem Gedenkblatt als Erinnerung an Ernst Grünspach.

Ernst Abraham Adolf Grünspach wurde am 11. Oktober 1911, in Krotoschin (damals in der preußischen Provinz Posen) geboren. Aus Mangel an biografischen Quellen konnten wir keine Informationen zu seiner Kindheit und Jugend finden. Sein Vater, Georg Grünspach, war Importeur und Kaufmann.⁴⁵ Seine Mutter hieß Gertrude (geb. Natan).⁴⁶ Der Vater, der sich wahrscheinlich mit dem politischen Zionismus identifizierte, war einer von tausenden Aktieninhabern des „Jüdischen Kolonialistischen Trust“⁴⁷. Diese Gesellschaft wurde von Theodor Herzl im Jahre 1899 gegründet und war die finanzielle Basis der zionistischen Bewegung.

Ernst Grünspach studierte von Oktober 1930 bis April 1933 an der Juristischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin. In einem Gedenkblatt der Gedenkstätte Yad Vashem schrieb seine Tante, Erna Bloch, dass er an der Universität sogar als Referendar gearbeitet habe.⁴⁸

Nach seiner Studienzeit emigrierte Ernst Grünspach mit seiner Frau Eva (geb. Jaffe) nach Amsterdam. Sie wohnten während des Krieges in der Kramerstraße 8. Im Oktober 1942 zog bei ihnen auch Louise Kautsky, die Witwe des bekannten marxistischen Philosophen und Politikers Karl Kautsky, ein. Louise Kautsky war als Autorin und sozialistisch-feministische Aktivistin bekannt. Das Ehepaar Kautsky war mit dem Schwiegervater von Ernst Grünspach befreundet.

Eine veröffentlichte Recherche über das Leben von Louise Kautsky weist nach, dass das Ehepaar Grünspach gegen Ende Juli 1943, zusammen mit ca. 7.000 anderen Juden, in einer Aktion der Sicherheitspolizei in Amsterdam verhaftet wurde.⁴⁹ Sie wurden in das Durchgangslager Westerbork gebracht und von dort am 6. September 1944 mit dem Transport XXIV/7 nach Theresienstadt deportiert. Ernst Grünspach wurde dann mit dem Transport El am 29. September 1944 nach Auschwitz gebracht, wo er am 2. November 1944 starb.⁵⁰ Seine Frau wurde am 1. Oktober 1944 ebenfalls nach Auschwitz deportiert. Die Quellen in Bezug auf ihr Schicksal sind widersprüchlich.

Martin Hammerschmidt

(02.02.1895 – 04.08.1943)

Martin Hammerschmidt wurde am 2. Februar 1895 in Adelnau (heute in Polen) geboren. Über seine Kindheit und Jugend und seinen Umzug nach Berlin ist uns leider nichts Genaues bekannt. In Berlin studierte er von 1929 bis 1933 Zahnmedizin an der Friedrich-Wilhelms-Universität.⁵¹ Es ist auch unbekannt, wann er seine spätere Frau Stefanie Hauptmann kennenlernte. Sie war sechs Jahre jünger als er. Sie hatten eine Tochter Renate (geb. am 22. November 1928) und wohnten seit März 1942 in Berlin in der Augsburgstraße 47, wohin er auch die Gerätschaften seiner Zahnarztpraxis mitnahm.⁵²

Die Tochter Renate Hammerschmidt besuchte nach der Jüdischen Volksschule in der Klopstockstraße ab dem 1. September 1941 die Jüdische Oberschule. Sie schrieb ihrer Klassenkameradin Ruth Recknagel einen Eintrag in ihr Poesiealbum, welches der Nachwelt erhalten blieb: „Lerne leiden ohne zu klagen. Zur frdl. Erinnerung an Renate Hammerschmidt, Berlin d. 4.12.1941“.⁵³

Stefanie Hammerschmidt war in der eigenen Praxis Sprechstundenhilfe und unterstützte ihren Mann bei der Arbeit.⁵⁴ Aus den Akten des Brandenburgischen Landeshauptarchivs geht hervor, dass sie die Wohnung ungefähr Anfang Dezember 1942 verließen. Vermutlich wollten sie sich ein sichereres Versteck suchen, nachdem sie nicht mehr, wie ursprünglich geplant, nach England emigrieren konnten.⁵⁵

Nach einem Monat begann der Vermieter der Wohnung sich zu beklagen, dass er keine Miete mehr erhielt. Der Vermieter schrieb mehrere davon handelnde Briefe an den Oberfinanzpräsidenten. Der erste Brief stammt vom 13. Januar 1943.⁵⁶ Er vermutete, dass Martin Hammerschmidt als Jude „abgeschoben worden ist“ und bat, die Wohnung offiziell wieder vermieten zu dürfen. Schließlich wurde Familie Hammerschmidt als flüchtig erklärt und die Gestapo veranlasste ein Vermögenseinziehungsverfahren. Als Folge wurde am 28. Mai 1943 das Vermögen von Martin und Stefanie Hammerschmidt vom Staat eingezogen.⁵⁷



Die Transportliste vom 4. August 1943 mit der Familie Hammerschmidt. Quelle: Museum Auschwitz-Birkenau in Oświęcim: Gestapo Berlin Auschwitz Transport 39-61 15, Sygn. DRF -3/129/5, nr. inw. 1497K

Walter Herz

(15.04.1910 – 1942)

Die Einrichtung der Wohnung wurde verkauft und der Vermieter erhielt seine Miete für drei Monate. Er schrieb aber weiter, und zwar wegen der fehlenden Miete für März 1943. Es handelte sich darüber hinaus noch um die Zahnarztpraxis, dessen Wert von einem Gutachter geschätzt werden sollte.⁵⁸ Die Verhandlung wurde erst am 10. Februar 1945 abgeschlossen. Man kümmerte sich offenbar letztlich mehr um die Gegenstände als um die Menschen. Denn in dem Briefwechsel gibt es keinerlei Information, was in dieser Zeit mit den Hammerschmidts passierte. Sie versteckten sich wahrscheinlich in der Hoffnung, das Schicksal der vielen, ihnen bekannten Menschen nicht teilen zu müssen.

Ende Juli 1943 wurde jedoch die ganze Familie verhaftet. Sie sollten dann in der Großen Hamburger Straße, einem Sammellager für die Deportationen, ihre Vermögensklärung ausfüllen⁵⁹ und wurden am 4. August 1943 ins Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz deportiert.⁶⁰ Alle drei gelten seit diesem Tag als „verschollen“.

>> *Mein im Konzentrationslager Dachau ums Leben gekommener Ehemann Walter Herz, geb. 15.04.1910 Fürth/Bayern, hat in den Jahren 1929–1933 Jura und Nationalökonomie studiert. Er legte im Jahre 1933 bereits unter für jüdische Kandidaten erschwerten Bedingungen sein Referendarexamen in Berlin ab. Jedoch wurden ihm weitere Ausbildung, Anstellung im Staatsdienst und damit überhaupt jegliche Erwerbstätigkeit im Anschluss an sein juristisches Studium unmöglich gemacht durch die nationalsozialistischen Rassengesetze.⁶¹*

Mit diesen Worten beginnt die Eidesstattliche Erklärung, welche die Witwe von Walter Herz, Hanna Herz (geb. Levy am 15. Januar 1911 in Essen), am 6. November 1956 aus Stockholm an die Entschädigungsbehörde in Berlin richtet.

Hanna Levy und Walter Herz kannten sich schon viele Jahre von gemeinsamen Aktivitäten in der linken deutsch-jüdischen Jugendgruppe „Schwarzer Haufen“ und ihrer gemeinsamen Studienzeit in Berlin, bevor sie am 12. August 1935 heirateten.⁶²

Am Beispiel dieses jungen Paares zeigt sich, wie stark der Nationalsozialismus in das Privatleben eingriff. Beide mussten ihr Studium an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität aufgeben. Die neuen Gesetze erlaubten ihnen keine Zukunft als Juristen, und so war es für Walter Herz unmöglich, das zweite Staatsexamen abzulegen. Er war daher gezwungen, sich auf einen anderen Beruf als den juristischen vorzubereiten, um so schnell wie möglich Geld zu verdienen – einen Beruf, der als Broterwerb denkbar war, auch, falls er später gezwungen sein sollte, aus Deutschland auszuwandern. So begann Walter Herz im Herbst 1933 eine Lehre als Maschinenschlosser, die er noch abschließen konnte.⁶³

Im Jahre 1936 zog Hannas Mutter, Frida Levy, aus Wuppertal zu den beiden in die Eislebener Straße 7 nach Berlin. Ihr Mann, Fritz Levy, war kurz zuvor verstorben und drei ihrer Kinder waren schon im Exil in Sicherheit. Wahrscheinlich zog sie zu ihrer Tochter und dem Schwiegersohn, um die gemeinsame Emigration vorzubereiten. Die Geschwister taten im Ausland ihr Möglichstes, um die Schwester, die Mutter und den Schwager ins Exil zu holen.

Walter Herz und seine Ehefrau hatten sich weiter in der Jugendgruppe „Schwarzer Haufen“ engagiert und wurden deswegen am 3. oder 4. November 1936 verhaftet und ins Polizeigefängnis Magdeburg eingeliefert.⁶⁴ Dazu schrieb seine Frau später in Schweden:

» Die Ausbildung in seinem zweiten Berufe als Maschinenschlosser war abgeschlossen, und wir glaubten uns endlich sicher vor weiteren Verfolgungen des Regimes, als die Verhaftung im November 1936 eine weitere Berufsausübung unmöglich machte.⁶⁵

In den folgenden Jahren versuchte Frida Levy alles nur erdenklich Mögliche, um ihre Tochter und ihren Schwiegersohn aus dem Gefängnis zu befreien und ins Exil zu bringen. So schrieb sie mehrmals an die Staatsanwaltschaft, dass es für die beiden Auswanderungsplätze auf einem Gut in Jugoslawien und für Palästina gebe.⁶⁶ Doch all diese Bitten halfen nichts und Walter Herz wurde am 18. November 1937 wegen „Vorbereitung zum Hochverrat zu vier Jahren Zuchthaus und 4 Jahren Ehrenverlust“ verurteilt.⁶⁷

Die Eltern von Walter Herz, Julius und Nelly Herz, schafften es, im März 1938 nach New York auszuwandern.⁶⁸ Ihren einzigen Sohn mussten sie in Deutschland zurücklassen. Auch Hanna Herz konnte nach ihrer Freilassung im Mai 1939 zu ihrem Bruder Berthold nach Schweden flüchten, von

wo aus sie versuchte, ihre Mutter und ihren Ehemann aus Deutschland herauszuholen.⁶⁹ Nach der Emigration der Ehefrau und der Eltern von Walter Herz war seine Schwiegermutter Frida Levy die einzige Kontaktperson von Walter Herz, die sich noch in Deutschland befand. Sie tat alles in ihrer Macht Stehende und kehrte sogar von Reisen aus den sicheren Exilländern Palästina und Schweden zurück, um ihrem Schwiegersohn nahe zu sein und diesem zu helfen, wie ein umfangreicher Briefverkehr mit Bekannten und Behörden bezeugt.⁷⁰



Lern- und Gedenkort Schloss Hartheim heute.
Foto: Martin Hagmayr

Vom 7. August 1940 ist ein Schreiben von Frida Levy an die Reichsanwaltschaft erhalten geblieben, in dem sie um Verkürzung der Reststrafe (sie sollte im November enden) bittet:

» Zur Begründung führe ich folgendes an: Mein Schwiegersohn hat die Möglichkeit, nach Schweden einzuwandern. Ob die Möglichkeit einer Auswanderung nach Beendigung der Strafzeit noch bestehen wird, erscheint sehr fraglich. [...] Da infolge des Krieges die Auswanderungsmöglichkeiten sich sehr verringert haben, liegt es mir am Herzen, dass mein Schwiegersohn von dieser sich bietenden Gelegenheit Gebrauch machen kann.⁷¹

Doch am 8. Oktober 1940 entschied die Gestapo:

» Mit Rücksicht auf die derzeitigen außenpolitischen Verhältnisse wird eine Auswanderung praktisch unmöglich sein. Es erscheint zweckmäßig, das Gesuch abzulehnen, selbst wenn der Verurteilte alle zur Ausreise notwendigen Papiere besitzen sollte.⁷²

Am 25. Januar 1942 wurde Frida Levy von Berlin nach Riga deportiert und kam dort ums Leben.⁷³ Nun war Walter Herz als einziger seiner Familie in Deutschland zurückgeblieben. Er wurde trotz des Endes seiner Haftzeit nicht entlassen, sondern am 22. Januar 1941 in das Konzentrationslager Buchenwald eingeliefert und von dort nach Dachau verlegt, wo er am 7. Juli 1942 aufgenommen wurde.⁷⁴ Die anstrengenden sechs Jahre der Haft dürften ihn zu diesem Zeitpunkt völlig entkräftet und körperlich mitgenommen haben, denn am 7. Oktober 1942 wurde er von Dachau im Rahmen der Aktion 14f13, einer Mordaktion an kranken und arbeitsunfähigen KZ-Häftlingen, in die Tötungsanstalt Hartheim bei Linz verlegt und dort in der Gaskammer ermordet.⁷⁵

Laut der gefälschten Todesurkunde starb er am 13. Oktober 1942 in Dachau (der wahre Todesort Hartheim sollte nicht erscheinen) an „Versagen von Herz und Kreislauf bei Lungenentzündung.“⁷⁶ Die Urne mit der Asche wurde am 23. Februar 1943 auf dem Jüdischen Friedhof Berlin-Weißensee beigesetzt.⁷⁷ Im Februar 1943 erschien in der Zeitung „Der Aufbau“ in

Ernst Morits Martin Horwitz

(17.05.1909-09.10.1941)

New York folgende Todesanzeige:

»» *Wir erhielten die traurige Nachricht, dass uns unser einziger geliebter Sohn – Walter Herz – im Alter von 32 Jahren im Konzentrationslager durch den Tod entrissen wurde. Im Namen der Hinterbliebenen. Julius Herz u. Frau Nelly, geb. Rose.⁷⁸*

Ernst Morits Martin Horwitz wurde am 17. Mai 1909 in Berlin als Sohn des Redakteurs Georg Horwitz und dessen Ehefrau Elsa (geb. Norden) geboren. Er besuchte von 1915 bis 1918 die Vorschule der Kaiser-Friedrich-Schule zu Charlottenburg und von 1918 bis 1926 das Askanische Gymnasium zu Berlin und schließlich von 1926 bis 1928 das Vereinigte Friedrichs- und Humboldt-Gymnasium, von welchem er mit dem Reifezeugnis „gut“ entlassen wurde. „Sodann widmete ich mich an den Universitäten Würzburg, Marburg und Berlin dem Studium der Wirtschaftswissenschaften, der Geschichte und der reinen Philosophie.“, schrieb Ernst Horwitz im Lebenslauf für seine Promotion.⁷⁹

An der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin studierte er fünf Semester von 1930 bis 1933 und verfasste hier seine Dissertation in seinem Hauptfach Ökonomie mit dem Titel „Aufgaben und Bedeutung der Börsenberichterstattung“ und widmete diese seinem Vater.

Am 13. April 1934 schrieb der Dekan der Philosophischen Fakultät an Ernst Horwitz, der damals am Belle-Alliance-Platz 13 (heute Mehringplatz) in Berlin wohnte, dass der „Herr Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Ihre Zulassung zur Promotion als Nichtarier genehmigt.“⁸⁰ Erst nach diesem Schreiben konnte die Dissertation bewertet werden und, nach der mündlichen Prüfung am 10. Mai 1935, die Promotion von Ernst Horwitz erfolgen.⁸¹

In der Folgezeit flüchtete Ernst Horwitz aus Deutschland in die Niederlande. Am 1. Februar 1941 wohnten er und seine Frau Anna Horwitz-Kahn (geb. am 18. Januar 1915 in Riga) gemeinsam mit ihrem Kind in der

Bezugnehmend auf Ihre Anfrage vom 10. Dezember 2009 teilen wir Ihnen mit, dass in den Dokumenten des Archivs der KZ-Gedenkstätte Mauthausen folgende Einträge betreffend Ernst Horwitz ermittelt werden konnten:

Fundstelle: Totenbuch Mauthausen (Y/46)

Antwort des Archivs der KZ-Gedenkstätte Mauthausen mit Auszug aus dem Totenbuch, Schriftzeichen: 3.500/1296-IV/7/09 vom 14.12.2009.

Ruth Rosa Jacobsohn

(20.08.1912 – 29.10.1942)

Achillesstraat 70 I in Amsterdam. Ernst Horwitz soll dort als Buchhalter gearbeitet haben.⁸²

Laut Auskunft der KZ-Gedenkstätte Mauthausen starb Ernst Horwitz am 9. Oktober 1941 im Stammlager Mauthausen an „akuter gelber Leberatrophie“, wobei kein Vermerk erhalten geblieben ist, wann und wie er ins Konzentrationslager mit der Häftlingsnummer 3072 eingeliefert worden war.⁸³

Seine Frau Anna Horwitz-Kahn wurde am 11. Juni 1943 im Vernichtungslager Sobibor ermordet. Das Kind der beiden soll den Zweiten Weltkrieg überlebt haben.⁸⁴

„Meine Cousine, Ruth Jacobsohn, wollte unbedingt ihr kurz vor der Machtübernahme begonnenes Medizinstudium beenden.“⁸⁵ Mit diesen Worten beschrieb Ruth Ehrlich das Engagement ihrer Cousine für das Studium und den Beruf der Ärztin.

Ruth Rosa Jacobsohn⁸⁶ wurde *Yad Vashem Gedenkblatt als Erinnerung an Ruth Jacobsohn*

geboren. Ihr Vater, Siegfried Jacobsohn, besaß ein Kaufhaus im Stadtteil Niederschönhausen,⁸⁷ im gleichen Bezirk, wo die Familie in der Kaiser-Wilhelm-Straße 5 wohnte.⁸⁸ Siegfried Jacobsohn und seine Frau Cäcilie (geb. Ehrlich) hatten drei Kinder: Ruth, die Älteste, sowie Arno und Gerda.

Als Kind besuchte Ruth Jacobsohn eine Privatschule in Niederschönhausen und später das Elisabeth-Christinen-Lyzeum. Nach dem Abschluss des Lyzeums ging sie bis circa 1931 auf das Oberlyzeum in Berlin-Pankow,⁸⁹ das heute Carl-von-Ossietzky-Gymnasium heißt. Während ihrer Jugend trat sie in den Jüdisch-Liberalen Jugendbund ein.⁹⁰

Nach dem Abschluss des Oberlyzeums begann Ruth Jacobsohn 1931 mit dem Medizinstudium an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin. Sie erreichte das Physikum, dann sollte sie wegen der nationalsozialistischen Maßnahmen in Bezug auf jüdische Studierende ihr Studium unterbrechen.⁹¹ Da ihr Vater während des Ersten Weltkrieges als freiwilliger Frontsoldat gekämpft hatte, konnte sie das Studium an der Leipziger Universität fortsetzen,⁹² an der sie im Wintersemester 1936/1937 und im Sommersemester 1937 immatrikuliert war.⁹³

Das Abschlussexamen des Medizinstudiums durfte Ruth Jacobsohn letztlich nicht ablegen. Sie kehrte zurück nach Berlin und arbeitete von circa 1938 bis kurz vor ihrer Deportation als Krankenschwester im Jüdischen Krankenhaus in der Iranischen Straße.⁹⁴

Als ihr Vater sein Geschäft aufgeben musste, zog die Familie Jacobsohn mit der Schwester des Vaters, Bertha, und deren Ehemann, Ignatz Eng-



Herbert Franz Katz

(24.03.1912 – 24.06.1941)

länder, zusammen. Das Ehepaar Engländer wohnte am Barbarossaplatz 3, wo sie die Konditorei „Bavaria“ besaßen. Arno Jacobsohn arbeitete dort als Koch und Konditor.⁹⁵

Der Vater wurde kurz nach dem Umzug verhaftet und deportiert. Im Sommer 1941 erhielt die Familie die Nachricht, dass er während eines Ausbruchversuches in Buchenwald am 10. Juli 1941 erschossen wurde. Sie erhielten eine Urne mit seiner Asche und sorgten dafür, dass sie auf dem Jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee beigesetzt wurde.⁹⁶

Da die Schwester, Gerda Jacobsohn, bereits Mitte der 1930er Jahre nach Palästina emigriert war, blieben nach der Deportation des Vaters nur Ruth Jacobsohn, ihre Mutter und ihr Bruder in Berlin. Dem grausamen Schicksal konnten sie jedoch nicht entgehen. Als erste von ihnen wurde die Mutter am 5. September 1942 nach Riga deportiert, wo sie drei Tage später ermordet wurde. Die Geschwister Jacobsohn wurden kurz danach, am 26. Oktober 1942, auch nach Riga deportiert und am 29. Oktober 1942 ermordet.⁹⁷

Im Rahmen der Ausstellung „Jüdisches Leben in Pankow“ erzählte Ruth Israeliski, eine Bekannte der Familie Jacobsohn, dass Ruth Jacobsohn vor ihrer Deportation ihre medizinischen Instrumente mit einem Gürtel um die Taille band, in der Hoffnung, ihren Beruf nach der Deportation wieder ausüben zu können.⁹⁸

>> *Ich, Herbert Katz, wurde am 24. III 1912 in Berlin geboren und bin deutscher Staatsangehörigkeit. Ich besuchte bis Frühjahr 1932 das Reformrealgymnasium zu Berlin-Niederschönhausen, wo ich mein Abiturientenexamen ablegte; außerdem besuchte ich in der gleichen Zeit die 15. jüdische Religionsschule in Berlin-Pankow. Zum Sommersemester 1932 wurde ich auf der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin als Medizinstudent immatrikuliert, wo ich mit 2 Unterbrechungen (durch ein Universitätsverfahren 1933/34, das zu meinen Gunsten eingestellt wurde, und den Tod meines Vaters im April 1936) bis zum 25. Mai 1938 studierte.⁹⁹*

So beginnt der Lebenslauf, den Herbert Franz Katz am 11. Juli 1938 an die Hebräische Universität in Jerusalem richtet und dort um Aufnahme ersucht. Zu diesem Zeitpunkt sah er für sich und seine Familie keine Zukunft mehr in Berlin.

In den Jahren 1935 und 1936 konnte er noch an der anatomischen Anstalt und dem physiologisch-chemischen Institut der Berliner Universität Übungen und Praktika machen. Das Abgangszeugnis der Universität datiert auf den 25. Mai 1938.¹⁰⁰ Ein Studienabschluss an der Friedrich-Wilhelms-Universität war ihm unmöglich.

Die Brüder von Herbert Katz waren 1938 bereits in Palästina im Exil. Seine Mutter war von einer Palästina-reise wieder nach Berlin zurückgekehrt, da sie dort das Klima nicht vertrug und hoffte, es würde ihr in der Heimatstadt Berlin, wo sie nach dem Tod ihres Mannes ein großes Haus bewohnte, besser gehen.

Herbert Katz wollte nicht alleine nach Israel emigrieren. An die Universität Jerusalem schreibt er weiter:

>> *Am 8. III 1937 verheiratete ich mich mit der am 12. X 1909 in Huedin (Rumänien) geborenen Schneiderin Regina Hirsch. Bei einer Übersiedlung nach Erez Israel wäre meine Ehefrau dank ihrer beruflichen Fähigkeiten in der Lage, ihren Lebensunterhalt zu verdienen.¹⁰¹*



Herbert Katz, Privat Benjamin Katz

Herbert Katz wurde am 1. September 1938 an der Universität in Jerusalem zugelassen. Auch seine Frau bekam eine Erlaubnis als Gasthörerin.¹⁰² Allerdings kam es in der Folge zu Problemen bei der Erteilung der Einreisezertifikate für Palästina.

Über die folgende Zeit von Herbert Katz wissen wir hauptsächlich aus Gesprächen mit seinem Sohn Benjamin Katz. Dieser hat sehr viel zu seinem Vater geforscht und die Orte, an denen dieser sein Leben verbracht hatte, in den

letzten Jahrzehnten aufgesucht. Benjamin Katz wiederum verdankt viele Informationen Gesprächen mit Heinz Schlesinger, einem Studienkollegen und guten Freund von Herbert Katz, der den Krieg im amerikanischen Exil überlebte.

Am 15. Januar 1939 flüchteten Herbert Katz und seine bereits schwangere Frau im Raum Aachen über die Grenze nach Belgien, indem sie einen Grenzbeamten bestachen. Die nächsten Monate verbrachten sie in Antwerpen, wo Herbert Katz seinen Lebensunterhalt durch das Erteilen von Französischunterricht verdiente. In Antwerpen wurde Benjamin, das einzige Kind des Ehepaares, am 14. Juni 1939 geboren. Herbert Katz versuchte zu diesem Zeitpunkt noch immer, nach Jerusalem auszuwandern:

Antwerpen, 13. VIII, 1939

» Unterzeichneter bittet hierdurch höfl. um gefl. Verlängerung der ihm [...] erteilten Zulassung zur Hebräischen Universität Jerusalem, da die bisherigen Bemühungen zur Beschaffung der finanziellen Garantie noch nicht von Erfolg waren und die Regierung des Königreichs Belgien, in welchem ich mit meiner Frau vorübergehend Aufenthalt habe, auf dem Nachweis einer Auswanderungsmöglichkeit allergrößten Wert legt. [...] In der festen Hoffnung, dass Sie meiner Bitte freundl. entsprechen werden, danke ich Ihnen im voraus und zeichne mit vorzüglicher Hochachtung – Shalom – Herbert Katz.¹⁰³

Herbert und Regina Katz in Berlin,
Privat Benjamin Katz.

Am 29. September 1939 erfolgte die endgültige Ablehnung durch die Universität Jerusalem.¹⁰⁴

Nach der Besetzung Belgiens durch deutsche Truppen im Jahre 1940 wurde Herbert Katz in einer gemeinsamen Aktion von belgischen und deutschen Behörden verhaftet und in das Internierungslager Gurs nach Südfrankreich deportiert. Von dort ist ein umfangreicher Briefverkehr erhalten, den Herbert Katz mit seiner Frau in Antwerpen und mit seinem Freund Heinz Schlesinger führte. Noch in Gurs hoffte Herbert Katz auf die Emigration nach Übersee. Am meisten aber fehlten ihm seine Frau und sein Sohn, so dass er sogar versuchte, sie zu überreden, zu ihm nach Gurs zu kommen.

Camp de Gurs, d. 30.XI. 40

» » Liebe Regi, lieber Benjamin

[...]

Inzwischen wirst Du schon versucht haben, hierher zu kommen. Du musst dir klar sein, dass ihr höchstwahrscheinlich im Lager wohnen werdet und vorläufig, wenn nicht inzwischen eine Änderung eintritt. Gerade in diesen Tagen wird sehr viel von Amerika getan. [...] Ich bin guten Mutes und habe Hoffnung auf die Zukunft. Jetzt sehe ich, was es bedeutet, Menschen zu haben, die man gern hat und für die man leben möchte, dann kommt man auch über schwere Situationen. Nach Regen kommt Sonnenschein. – Ich weiß dass es für dich nicht leicht sein wird zu entscheiden, ob du herkommen sollst oder nicht.[...] Ich küsse Euch auf Eure 4 lieben Augen u. auch Oma u. sage Euch auf baldiges gesundes Wiedersehen. Euer Herbert¹⁰⁵

Seine Frau machte sich tatsächlich mit ihrem Sohn auf den Weg nach Südfrankreich, aber als sie in Paris mehr über das Lager Gurs erfuhr, kehrte sie sofort wieder um und ging nach Brüssel. Dort verbrachten Regina und ihr kleiner Sohn die nächsten Jahre versteckt in einem Hinterhaus bei einem Friseur. Benjamin Katz erinnert sich bei unserem Gespräch im

Manfred Ralf Litten

(20.01.1909-28.02.1945)

Frühjahr 2010 daran, dass die ganze Straße von ihrer Existenz gewusst und sie trotzdem niemand verraten hätte. Oftmals waren Wehrmachtsoldaten bei dem Friseur und spielten dort mit Benjamin Katz Murmeln, den sie für einen belgischen Jungen hielten und nicht als Juden erkannten. Herbert Katz litt sehr unter der Trennung von seiner Familie und schrieb oft. Bis zum Schluss gab er die Hoffnung nicht auf, doch noch eine Auswanderungsmöglichkeit für sich und seine Familie zu finden. Doch er sah seinen Sohn und seine Frau nicht wieder, denn Herbert Katz erkrankte im Lager Gurs und starb dort am 24. Juni 1941.

Regina Katz und ihr Sohn Benjamin überlebten den Krieg in Belgien versteckt und gingen 1956 nach Westberlin, wo Benjamin Katz an der Hochschule der Künste studierte und 1963 die Galerie „Werner & Katz“ gründete.¹⁰⁶

Benjamin Katz ist heute einer der bedeutendsten Fotokünstler Deutschlands und lebt mit seiner Frau und seiner Tochter in Köln. Das sehr persönliche Gespräch mit ihm im Frühjahr 2010 hat es uns ermöglicht, mehr über seinen Vater, den ehemaligen Medizinstudenten, zu erfahren. Dafür sind wir Benjamin Katz sehr dankbar.¹⁰⁷

Manfred Ralf Litten wurde am 20. Januar 1909 in Posen (heute Poznań in Polen), als Sohn von Raphael Litten und seiner Ehefrau Gertrud (geb. Loewy) geboren.¹⁰⁸

Manfred Litten besuchte in Posen bis April 1921 das Staatliche Friedrich-Wilhelms-Gymnasium. Als Polen nach dem Ende des Ersten Weltkriegs die bis dahin noch deutsche Stadt Posen annektierte, übersiedelte die Familie nach Berlin. Dort besuchte Manfred Litten die Treitschke-Schule in Berlin-Wilmersdorf, wo er 1930 die Reifeprüfung bestand.

Aus einem persönlichen Gespräch mit seinem Sohn, Gideon Lottan, erfuhren wir, dass Manfred Litten schon als junger Mann ein überzeugter Zionist war. Er war Mitglied eines zionistischen religiösen Jugendverbands, später selbst Leiter desselben.

Von 1930 bis 1933 studierte Manfred Litten an der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität, vor allem Geschichte und Geographie, worin er auch promovierte.¹⁰⁹ Sein Doktorvater war Professor Dr. Walther Vogel, der sich für ihn vor dem Universitätsrat einsetzte und während der stetig steigenden Behinderungen auf Grund seiner jüdischen Herkunft stark unterstützte. Seine Doktorarbeit trägt den Titel „Die politischen Parteien Hollands von 1848-1914“.

Als Teil seines Studiums arbeitete er ab dem Sommersemester 1933 bis Januar 1934 in der Amsterdamer Universitätsbibliothek. Damit Litten auch als „Nichtarier“ promovieren durfte, musste er eine Sonderzulassung beantragen, welche ihm gewährt wurde. Sein Doktorzeugnis erhielt er am 11. November 1935.

Nachdem er den Dokortitel erworben hatte, arbeitete Manfred Litten als Lehrer in einem jüdischen Gymnasium. Dort hat er seine spätere Ehefrau, Janse Schoschana Serlui kennengelernt. Sie ist in Amsterdam geboren und arbeitete als Kindergärtnerin in einem Waisenhaus namens



Manfred Litten, Gouda, 1940.



Manfred Litten mit seiner Frau, Jansje Schoschana, und seinem Sohn, Gideon. Gouda, 1939.

Beit Ahavah. Manfred und Janse haben am 14. Juni 1935 geheiratet.¹¹⁰ Im Jahre 1936 sind sie zuerst nach Danzig und von dort in die Niederlande ins Exil gegangen, weil sie gehofft haben, dass die Niederlande ein sicherer Ort für sie sein würde.

Manfred hatte einen Bruder, Harry. Er studierte ebenfalls an der Berliner Universität und hat einen Abschluss in einem geisteswissenschaftlichen Fach erlangt. Harry ist im Jahre 1936 nach Palästina ausgewandert und am 26. Mai 1948 bei einer Bombardierung während des israelischen Unabhängigkeitskrieges ums Leben gekommen.

In den Niederlanden hat Manfred Litten wiederum als Lehrer in einem jüdischen Gymnasium gearbeitet. Am 7. August 1936 wurde der einzige Sohn des Ehepaars, Gideon Leo Lottan, geboren. Der Sohn ist das einzige Familienmitglied, das den Krieg überlebt hat.

Im Zeitraum von Januar 1939 bis zum 23. April 1943 war Manfred Litten der Direktor des Bauernhofs *Hachschara* für jüdische Jugendliche, die dort auf den Umzug nach Palästina vorbereitet wurden.

Als die Nazis die Niederlande okkupierten, gingen die Familie Litten und die Jugendlichen des Bauernhofs in den Untergrund. Die Familie hat sich getrennt und niemals wieder getroffen. Manfred Litten und seine Frau Janse wurden in dieser Zeit überzeugte Mitglieder des Widerstands. Der sechsjährige Sohn Gideon wurde bei der Familie Hamersford versteckt.

Manfred Litten wurde gefangen genommen und im Mai 1943 nach Westerbork verschleppt. Von dort wurde er am 4. September 1944 mit dem Transport XXIV/7 ins Ghetto Theresienstadt deportiert. Am 1. Oktober 1944 ist er mit dem Transport EM-115 nach Auschwitz gekommen, wo er am 28. Februar 1945 starb.¹¹¹

Freunde von Manfred Litten haben dem Sohn erzählt, wie sie versucht haben, diesen zu überreden, auch nach Palästina auszuwandern. Das hat er aber abgelehnt, einerseits weil ihm seine Arbeit sehr wichtig war, andererseits, weil er davon überzeugt war, dass seine Hebräischkenntnisse nicht

für das Leben in Palästina ausreichen würden. Er wollte erst dann emigrieren, wenn seine Sprachkenntnisse gut genug wären.

Manfred Litten hatte sein Schicksal vermutlich schon geahnt: Einem Jungen vom Bauernhof, der nach Palästina ausgewandert war, gab er ein Fotoalbum von sich und seiner Familie mit. Er bat ihn, in dem Fall, dass ihm etwas passiert, seinen Sohn im *bar-mitzwa*-Alter zu suchen, um ihm das Album als Erinnerung an seine Eltern zu überreichen. Der Junge hat das später getan und Gideon Lottan in der Zeit seiner *bar mitzwa* gefunden. So hat Gideon Lottan wenigstens Fotos von seiner Eltern, die er persönlich kaum kannte.

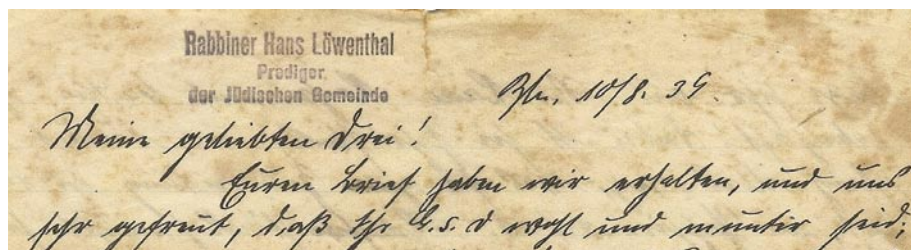
Gideon Lottan, der Sohn Manfred Littens, wohnt heute mit seiner Frau und drei Kindern in Israel und tut alles um die Erinnerung an seine Eltern wach zu halten, wie er in einem Gespräch mit uns, im Dezember 2009, erzählte.



Manfred Litten und sein Sohn, Gideon. Gouda, 1940.

Hans Gabriel Löwenthal

(26.05.1912 – „verschollen“)



Brief von Hans Löwenthal an seiner Schwester vom 10. August, 1939.

Hans Gabriel Löwenthal wurde als ältestes Kind des Möbelladen-Besitzers Siegfried Löwenthal und der Hausfrau Auguste (geb. Koppel) am 26. Mai 1912 in Berlin geboren. Er hatte zwei Schwestern, Claire Ora, die 1933 nach Palästina emigrierte, und Ingeborg Hanna, die sechs Jahre später ihrer Schwester nachfolgte.¹¹²

Über die Erinnerungen der Schwestern konnten uns die Kinder von Hanna, also die Nichte und der Neffe von Hans Löwenthal, berichten. Er war immer das „gute Kind“, mit dem es nicht nur keinen Ärger und keine Probleme gab, sondern das auch sich eher um andere, als um sich gekümmert hat. Er hat seine Schwester Claire trotz ihrer oft gemeinen Kinderschertze, wie eine Königin behandelt.¹¹³ Seine besondere Beziehung mit seinen Schwestern wird durch folgende, 1939 an Claire gerichtete Zeilen deutlich:

» Inge freut sich gewiß sehr auf Euch, besonders auf euer Kindchen, das wird sich sehr schnell an Inge gewöhnen, denn alle Kinder, mit denen Inge in Berührung kommt, sind ganz arg hinter ihr her. Sie muss mit ihnen spielen und angeben, ob sie will oder nicht. Erinnerst du dich, mein liebes Clärchen, dass es bei dir ebenso war? Ihr beide habt sehr viel gemeinsam.¹¹⁴

Obwohl er in einer säkularen Familie aufwuchs, entschied sich Hans Löwenthal für das Rabbinerstudium. Er besuchte die Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums¹¹⁵ und wurde zum liberalen Rabbiner ausgebildet. An der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin studierte Hans

Löwenthal „Völkische Erziehung“.¹¹⁶ Seine Angehörigen erzählten, dass er sowohl in der Neuen Synagoge in der Oranienburger Straße lehrte, als auch gelegentlich die Sabbatfeier durchführte.¹¹⁷

Angesichts der Emigration seiner Schwestern taucht die Frage auf, warum Hans Löwenthal in Deutschland blieb. Von ihrer Mutter und ihrer Tante hörten sein Neffe und seine Nichte, dass er die Eltern einfach nicht allein lassen wollte.¹¹⁸ Im Jahre 1940 versuchte ein Bekannter, der nach New York emigriert war, Hans Löwenthal über Shanghai in die Vereinigten Staaten zu bringen. Ob diese Aktion überhaupt noch möglich gewesen wäre, wissen wir nicht.¹¹⁹ Dieser Versuch zeigt aber, dass in dieser Zeit bereits sowohl die Familie als auch ihre Umgebung eine deutliche Gefahr spürten.

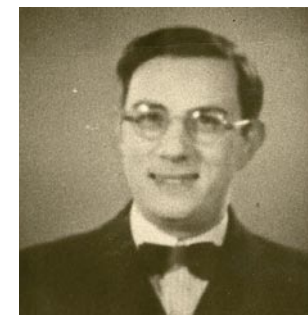
Obwohl er sich verpflichtet fühlte, bei seinen Eltern zu bleiben, sehnte sich Hans Löwenthal nach Palästina, wie er dies auch seinen Schwestern, wahrscheinlich im Jahre 1940, schrieb:

» Meine Lieben!

[...]

Ich lerne viel Ivrit und kann schon ganz gut sprechen. So Gott will, werde ich auch nach Eretz Israel kommen, um dort Moreh [Lehrer] zu sein. Wie das gehen wird, weiß ich noch nicht. Aber man muss abwarten. Bis zum nächsten Brief alles Gute und herzliche Grüße und Küsse, euer Hans. Mazal U'Bracha [Glück und Segen] für euer Haus.¹²⁰

Am 24. November 1942 wurden Hans Löwenthal und seine Eltern aus ihrer Wohnung in der Auguststraße 6 evakuiert. Am 29. November 1942 wurden sie aus Berlin deportiert. Nach dem Krieg erfuhr seine Schwester Hanna, dass er nach Theresienstadt gebracht worden war und dass er sogar im Lager lehrte. Die offiziellen Quellen belegen, dass die drei ihren Tod in Auschwitz fanden.¹²¹



Rabbiner Hans Löwenthal, unbekanntes Datum.

Alice Markiewicz

(07.09.1912 – 03.02.1943)

Transportliste												
Name	Vorname	geb. am	Ort	Beruf	heg	verh.	Alter	arbeitsfähig	Wohnung		Kennkarte-Nr.	Kennzeich. Nr.
									Ort	Strasse		
Markiewicz	Hans Luciol	5.11.05	Ostrowo	arb.		ja	37	ja		dto.	A333661	29185
Markiewicz	Alice Sara	7.9.12	Berlin	arb.		ja	30	ja		dto.	A333660	29186

Ein Fragment der Transportliste vom 3. Februar 1943. Quelle: Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau in Oświęcim: Gestapo Berlin Auschwitz Transporte -25-28 +4, Sygn. D-RF-3/121/14, nr. inw. 149712

Alice Markiewicz (geb. Reich) wurde am 7. September 1912 in Berlin-Charlottenburg als Tochter von Else Müller und Hermann Reich geboren.¹²² Die meisten Informationen über Familie Reich stammen aus dem Archiv des Entschädigungssamtes Berlin. Ihr Vater arbeitete als Bankbeamter, ihre Mutter war seine zweite Ehefrau. Aus erster Ehe hatte er noch eine Tochter Valerie, deren Mutter Walburga am 25. Juli 1910 gestorben war.¹²³ Valerie Reich emigrierte mit ihrem Mann wahrscheinlich noch vor dem Krieg nach Rio de Janeiro.¹²⁴

Die Familie Reich wohnte seit 1912/1913 in der Leibnizstraße 31. Später war sie gezwungen, ihre Wohnung zu verlassen und zog in eine viel kleinere Wohnung (Dahlmannstraße 11), die sie noch mit einer anderen Familie teilen musste. Hermann Reich starb am 15. Februar 1920 noch vor dem Umzug.¹²⁵

Alice Markiewicz studierte an der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin von 1931 bis mindestens Juni 1933.¹²⁶ Ob sie ihren Abschluss machen konnte, ist uns nicht bekannt. Am 29. April 1937 heiratete sie Hans Markiewicz. Sie wohnten zusammen mit Else Reich in der Dahlmannstraße. Hans Markiewicz war Kaufmann und Alice Markiewicz arbeitete als Stenotypistin.¹²⁷ Sie hatten keine Kinder. Ihr Schicksal während der ersten Kriegsjahre ist leider nicht genau bekannt.

Else Reich wurde von der Familie getrennt und am 14. Dezember 1942 mit dem 25. Osttransport nach Riga deportiert. Sie gilt seit diesem Zeitpunkt als „verschollen“.¹²⁸

Alice und Hans Markiewicz wurden knapp zwei Monate später mit dem 28. Osttransport am 3. Februar 1943 ins Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz deportiert. Mit ihnen wurde auch die Familie Ledermann, mit der sie die Wohnung teilten, deportiert.¹²⁹ Hier die Beschreibung des Transports aus dem Buch von Danuta Czech:

» Mit dem Sonderzug Da15 ist ein Transport (404) des RSHA aus Berlin mit 1000 jüdischen Männern, Frauen und Kindern eingetroffen. Nach der Selektion werden 181 Männer die die Nummern 99915 bis 100095 erhalten sowie Frauen, die die Nummern 34183 bis 34288 erhalten, als Häftlinge ins Lager eingewiesen. Die übrigen 713 Menschen werden in den Gaskammern getötet.¹³⁰

Beide Ehepaare, Markiewicz und Ledermann, wurden als „arbeitsfähig“ gekennzeichnet.¹³¹ Sie haben jedoch nicht überlebt. Das Gedenkbuch des Bundesarchivs datiert den Tod von Alice Markiewicz und ihres Mannes auf den 3. Februar 1943 in Auschwitz.¹³²

Hilde Ottenheimer

(11.12.1896 – 22.10.1942)

» Ich bin am 11. Dezember 1896 in Ludwigsburg geboren. Nach Absolvierung der zehnklassigen Mädchenrealschule und eines einjährigen Kursus in einer höheren Handelsschule in Stuttgart arbeitete ich zwei Jahre als Bürogehilfin. Von 1916-1919 besuchte ich die Soziale Frauenschule in Mannheim und war dann drei Jahre lang Geschäftsführerin des Württembergischen Landesverbandes für jüdische Wohlfahrtspflege in Stuttgart, 1923 erhielt ich die Zulassung zum Studium der Sozialwissenschaften an der Universität Frankfurt am Main mit kleiner Matrikel, mußte jedoch das Studium dort vorzeitig abbrechen und war dann fünf Jahre lang bei der Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden tätig, auf Grund privater Vorbereitung und nach dem Besuch der Oberprima der staatlichen Augustaschule zu Berlin machte ich an Ostern 1930 das humanistische Abitur und wurde ausschließlich bei der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin immatrikuliert. Zu der Hauptsache studierte ich bei den Herren Professoren Maier [?] und Spranger, namentlich diesen bin ich für reiche Anregung und mannigfache Würdigung zu vielem Dank verpflichtet.¹³³

Diesen Lebenslauf richtete Hilde Ottenheimer am 29. Juni 1933 an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin mit der Bitte, sie zum Doktorexamen für die Hauptfächer Philosophie und Pädagogik sowie für die Nebenfächer Nationalökonomie und Geschichte anzunehmen.¹³⁴

Hilde Ottenheimer schrieb sich im April 1930 an der Philosophischen Fakultät ein, wo sie die Matrikelnummer 6194-120 erhielt.¹³⁵ Ihren Lebensunterhalt verdiente sie durch wissenschaftliches Arbeiten, verfasste unter anderem 1931 die Studie über „Sozialpädagogik im Strafvollzug“. Sie „veröffentlichte fast ausschließlich in jüdischen Publikationsorganen. Die Themen ihrer Beiträge bezogen sich auf die Erziehungsfürsorge, die Jugendgerichtshilfe und den Strafvollzug. Dabei plädierte sie für die Erziehung statt Strafe, für Unterstützung anstelle von Repression.“¹³⁶ Für das Wintersemester 1932/33 wurden ihr die Studiengebühren erlassen; sie bekam gar ein Darlehen für die Examensvorbereitung gewährt. Zum Sommersemester 1933 gingen, aufgrund der Machtübernahme der Nati-

onalsozialisten, keine Zahlungen mehr ein, sodass sie erneut für ihren Lebensunterhalt arbeiten musste.¹³⁷

Aus Angst, als Jüdin nicht mehr zur Prüfung antreten zu dürfen, fertigte Hilde Ottenheimer in aller Eile ihre Dissertation an – diese Eile bemängelten auch die Korrektoren Eduard Spranger und Ignatz Jastrow, gaben ihr aber trotzdem ein „idoneum“ (lat. geeignet).¹³⁸ Die mündliche Prüfung, die sie am 20. Juli 1933 absolvierte, bestand sie nicht. Als sie davon erfuhr, bat sie um eine Revision. Sie erklärte sich das Nichtbestehen mit einem „völligen Versagen der Nerven“ – aus Überanstrengung und Zeitmangel. Zudem habe sie als Jüdin „jederzeit damit rechnen [müssen], sich noch in diesem Semester zum Examen zu melden.“¹³⁹ Sie fügte ein Schreiben bei, das ihr eine derzeitige, aber vorübergehende enorme psychische Belastung attestierte.¹⁴⁰ Der Bitte um Revision wurde nicht stattgegeben; allerdings konnte sie die Prüfung am 22. Februar 1934 wiederholen und bestand. Bis zum April 1934 war sie an der Universität eingeschrieben. Hilde Ottenheimer arbeitete im Folgenden weiterhin wissenschaftlich. So schrieb sie Beiträge für das Sammelwerk „Juden im deutschen Kulturbereich“, war in der Redaktion der „Germania Judaica“ tätig und arbeitete wahrscheinlich auch für Leo Baeck.¹⁴¹

Am 19. Oktober 1942 wurde sie aus Berlin nach Riga deportiert und kam dort am 22. Oktober 1942 ums Leben.¹⁴² Die Mutter von Hilde Ottenheimer, Sara, wurde am 22. August 1942 gemeinsam mit ihrer Tochter Klara Greilsamer und dessen Ehemann Jakob nach Theresienstadt deportiert. Von dort aus wurden sie im Oktober 1944 weiter nach Auschwitz gebracht, wo sie ermordet wurden.¹⁴³ Für sie sowie für eine Tante von Hilde Ottenheimer wurden Stolpersteine in Ludwigsburg, ihrer Heimatstadt, verlegt.



Zähringerstraße 26 heute, Adresse von Hilde Ottenheimer im Mai 1939, Foto: Ewa Miśkiewicz.

Herta Ruth Selbiger

(24.09.1910 – 08.09.1942)

Hilde Ottenheimers Neffe Harry Grenville (damals Heinz Greisinger), der 1939 als 13-Jähriger mit einem Kindertransport gemeinsam mit seiner Schwester Hannah Deutschland verließ, erinnert sich 2010 an seine Tante:

>> *The most exciting events were the rare occasions when she flew from Berlin to Stuttgart. I always wanted to hear all about the flight. [...] Birthdays were important. From about age 6 I always wrote a birthday letter to Aunt Hilde in December and she always sent us a birthday present. I remember a very fine kaleidoscope and a pocket torch [...].*

On one occasion I went with my mother to visit Aunt Hilde in Berlin. This was during the Nazi period and it was already difficult for Jews to visit some of the usual sights but Hilde did her best to make sure that I saw as much as possible of the city. She lived at that time in a large room in Zähringerstraße, and was always very amused that her landlady spent every morning talking to her friends on the telephone. [...]

You will have read about the difficulties she had in 1933 to get the University of Berlin to confer her doctorate, but it finally was approved on 22nd February 1934, my 8th birthday. I remember the excitement when the telegram arrived.¹⁴⁴

>> *Sehr geehrte Fräulein Kollegin,
Ich bringe Ihnen hiermit zur Kenntnis, dass Ihre Promotion in der Fakultätssitzung vom 9. Februar 1938 stattgefunden hat, wozu ich Ihnen gratuliere. Den Auftrag zur Anfertigung des Doktordiplomes habe ich der Universität erteilt.¹⁴⁵*

Diese lang erhoffte Nachricht erhielt Herta Ruth Selbiger, anders als so viele nicht-arische deutsche Studentinnen und Studenten in der Zeit des nationalsozialistischen Regimes. Sie sollte aber ihre Doktorarbeit im Fach Medizin an der Universität Bern in der Schweiz schreiben, da sie an ihrer Heimatuniversität in Berlin aus „rassischen“ Gründen nicht promovieren durfte.

Der kurze Lebenslauf, den Herta Ruth Selbiger ihrer Dissertation beifügte, erzählt sehr wenig über das Leben dieser Frau. Mit Hilfe verschiedener Quellen konnten wir über ihre Geschichte mehrere Einzelheiten, die nicht unbedingt eine lückenlose Kontinuität bilden, herausfinden.

Herta Selbiger wurde am 24. September 1910 in Berlin geboren. Ihr Vater, Georg Selbiger, war ein Kaufmann, der im Landkreis Schlochau in Westpreußen geboren wurde. Ihre Mutter Erna (geb. Lasker) stammte ebenfalls aus Westpreußen, aus der Stadt Lessen.¹⁴⁶ Das Ehepaar hatte zwei Kinder: Herta und Herbert (geboren 1913).¹⁴⁷

Herta Ruth Selbiger besuchte von April 1917 bis April 1918 die „2. Mädchen-Mittel-Schule“, danach bis 1923 das 1. Lyzeum Neukölln und absolvierte im April 1930 die „1. Städtische Studienanstalt“. Im Sommersemester 1930 begann sie ihr Medizinstudium an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin, und studierte dort bis dem Wintersemester 1935/1936.¹⁴⁸ Während dieser Zeit bestand sie die ärztliche Staatsprüfung, durfte aber ihr Studium bis zur Promotion „aus rassischen Gründen“ nicht fortsetzen.¹⁴⁹



Wohnung der Familie Selbiger in der Weichselstraße 65, Neukölln.

Da die Ausübung des Arztberufes in Deutschland für sie verboten war, legte Herta Selbiger in Berlin das Krankenschwesterexamen ab und arbeitete ab 1937 in verschiedenen Abteilungen des Jüdischen Krankenhauses Berlin.¹⁵⁰

Im Jahr 1937 immatrikulierte sie sich an der Universität Bern, wo sie das medizinische Fachexamen ablegte und ihre Doktorarbeit mit dem Titel „Beitrag zur Chirurgie des Pankreas mit besonderer Berücksichtigung der Störung seiner inneren und äußeren Sekretion“, unter der Betreuung ihres Doktorvaters, des bekannten Professors de Quervain, schrieb.¹⁵¹ In seinem Gutachten über die Arbeit schrieb Prof. de Quervain, dass die Dissertation „weniger grundsätzlichen als casuistischen Charakter [hat], enthält aber einiges Interessante und Wissenswerte“, und stellte fest, dass eine „gründlichere Bearbeitung“ einiger Teile, vor allem wegen der „gegenwärtigen politischen Situation der nicht-arischen Doktoranden in Deutschland“ nicht erfolgen könne.¹⁵²

Nach ihrer Promotion arbeitete Herta Selbiger weiter im Jüdischen Krankenhaus. Nach dem Krieg sammelte ihr Bruder, der überlebt hat, einige Dienstzeugnisse, die sie als hervorragende Mitarbeiterin beschreiben. „Die Laboratoriumsarbeiten machte sie mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit“,¹⁵³ wurde von der Abteilung für Lungenkranke berichtet. „Ich kann Frl. Dr. S. das Zeugnis ausstellen, dass sie mit großer Gewissenhaftigkeit und mit viel Verständnis die ihr übertragenen Pflegen ausgeführt hat [...] ich kann sie bestens empfehlen“ schrieb der Leiter der geburtshilflich-gynäkologischen Abteilung.¹⁵⁴

» Sie hat jederzeit Verständnis und menschliche Teilnahme im Umgang mit den Patienten gezeigt, deren Wünsche zu erfüllen sie sich stets bemühte [...] Ein besonders starkes Verantwortungsbewusstsein, sowie Anpassungs- und Einordnungsfähigkeit machen sie für jede Krankenanstalt und überall in der Krankenpflege zu einer wertvollen Kraft,

so die Tuberkulose-Abteilung.¹⁵⁵

Ende der 1930er Jahre emigrierten ihr Bruder und seine Frau über Belgien nach Brasilien,¹⁵⁶ aber Herta Selbiger blieb mit ihren Eltern in ihrer Wohnung in der Weichselstraße 65 in Neukölln. Sie erreichte der Befehl

zur Räumung der Wohnung, der sie aufforderte, am 20. November 1941 „zur Vermeidung schärferer Maßnahmen“¹⁵⁷ in der Oranienburger Straße 31 zu erscheinen. In der Vermögenserklärung, die sie bei der Evakuierung der Wohnung ausfüllen musste, notierte sie neben anderer persönlicher Habe auch ihren Arztschrank, ihre Arztablage und diverse ärztliche Instrumente.¹⁵⁸

Herta Ruth Selbiger wurde am 5. September 1942 zusammen mit ihren Eltern von Berlin nach Riga deportiert. Alle drei wurden drei Tage später ermordet.¹⁵⁹

An
das Dekanat der med. Fakultät
Bern!

Nach vollzogener Immatrikulation
stelle ich das höfliche Gesuch zur Doktor-
prüfung zugelassen zu werden.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Herta Ruth Selbiger.
Zuglücken

Brief von Herta Selbiger an die Universität Bern vom 2. Dezember 1937.

Elise Unger

(19.11.1904 – 1943)

Elise Unger wurde am 19. November 1904 als Tochter des Rechtsanwalts Leopold Unger und seiner Frau Paula (geb. Goldschmidt) in Berlin geboren. Im Jahr 1924 legte sie ihr Abitur an der Auguste-Victoria-Schule ab und besuchte im Anschluss das Lehrerinnen-Seminar der Staatlichen Augustaschule in Berlin (heute Sophie-Scholl-Oberschule). Nach ihrem Examen 1925 ging Elise Unger zum Studium nach Freiburg und ab 1928 an die Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin, wo sie Deutsch, Französisch, Philosophie und Pädagogik studierte. Wie viele Studierende ihrer Generation verbrachte sie ein Semester im Ausland (Paris).

Im Jahre 1932 reichte sie im Fach Deutsche Philologie ihre Dissertation über „Die Stellung der Frau bei Stifter“ in Berlin ein, ein ungewöhnliches Thema für die historisch-philologisch ausgerichtete Germanistik. Ihr Betreuer Julius Petersen bewertet die Arbeit mit „genügend“, da „[...] die Quellen nicht ausgeschöpft und der kulturgeschichtliche und soziologische Hintergrund [...] dünn und fadenscheinig“ sind, wie er in seinem Gutachten schreibt. Nachdem Elise Unger ihre mündliche Prüfung am 9. Februar 1933 gut bestanden hatte, verzögerte sich der Erhalt des Dokortitels durch die Drucklegung ihrer Dissertation. Ihre Studie erschien 1934 als Teildruck, so dass die Promotionsurkunde schließlich am 14. Dezember 1934 ausgestellt wurde.¹⁶⁰ Es ist möglich, dass Petersen seine jüdische Doktorandin unterstützte, das Promotionsverfahren trotz der antisemitischen (Hochschul-)Politik zum Abschluss zu bringen.

Elise Ungers Studie wird heute noch herangezogen, wenn es um die Analyse der Werke Adalbert Stifters geht. So schreibt Kerstin Cornils in ihrer 2007 veröffentlichten Dissertation:

» Elise Unger hat in ihrer 1934 erschienen Dissertation über ‚Die Stellung der Frau bei Stifter‘ zu Recht die exzeptionelle Anlage der Angela betont, die vor der Folie des Stifterischen Gesamtwerkes sichtbar werde. Ihrer Meinung nach hat der österreichische Autor, [d]en Vergleich mit einer romantischen Shakespeare-Gestalt [...] nicht wieder gebraucht‘.¹⁶¹

Elise Unger habe laut Kerstin Cornils ihre Studie „mit feministischer Verve“ verfasst.¹⁶²

Diese Auffassung teilt auch die Literaturwissenschaftlerin Sabine Schmidt:

» So stellt Unger beispielsweise kritisch fest, dass die Frau nur ein gleichsam zufälliges Objekt der den Mann veredelnden Liebe ist, auf gleicher Ebene mit dem Kunstgenuss oder der Erfüllung durch die Arbeit, außerdem lege Stifter mehr Wert auf die Darstellung der Konflikte und Entwicklungsphasen der Männer, da ‚er die Frau von vornherein als einfacheres Wesen ansieht‘.¹⁶³

Soweit bekannt, arbeitete Elise Unger nach ihrem Studium als Lehrerin.¹⁶⁴ Sie lebte bis mindestens 1940 zusammen mit ihren Eltern in Berlin-Schöneberg in der Geisbergstraße 11. Im Alter von 39 Jahren wurde Elise Unger am 12. März 1943 mit weiteren 940 Personen mit dem 36. Transport vom Güterbahnhof Moabit in der Putzitzstraße aus Berlin nach Auschwitz deportiert und dort getötet.¹⁶⁵ Sie war eine von neun Frauen, die zwischen 1900 und 1936 an der Friedrichs-Wilhelms-Universität promoviert hatten und im Holocaust ermordet wurden.¹⁶⁶



Geisbergstraße 11 heute, Adresse von Elise Unger im Mai 1939, Foto: Ewa Miskiewicz.

Erinnerung stiften



Das Denkmal „Jüdische Opfer des Faschismus“ in der Großen Hamburger Straße.

Am 3. Juli 2010 wurden zwanzig Stolpersteine im Gedenken an ehemalige „nicht-arisches“ Studierende der Friedrich-Wilhelms-Universität durch den Künstler Gunter Demnig vor dem Hauptgebäude der Humboldt-Universität zu Berlin verlegt. In der vorliegenden Broschüre können die Ergebnisse der ein Jahr lang dauernden Recherche in Vorbereitung auf die Verlegung nachgelesen werden. Sie finden fünfzehn Personen, über die wir dank unterschiedlicher Recherchewege ausführlichere Lebensläufe erstellen konnten. Aber nicht nur für sie wurden Stolpersteine verlegt, sondern auch für fünf weitere ehemalige Studierende, über die wir während der Forschung kaum Informationen finden konnten. Sie tauchen für uns hauptsächlich in diversen Listen, wie Deportations- und Transportlisten oder der „Stammrolle für Reichsdeutsche Nichtarier“ im Universitätsarchiv auf.¹⁶⁷

Die Entscheidung, auch ihrer zu gedenken, hat ihre Wurzeln in folgender Überlegung. In den persönlichen Gesprächen mit Familienangehörigen wurde mehrfach geäußert, dass der Ort der Stolpersteine einen Platz für die Erinnerung an die Ermordeten darstellt. Die während der NS-Zeit umgekommenen Personen hatten in der Regel keine ehrenvolle Bestattung, und dadurch existiert auch kein Ort für die Erinnerung an diese Menschen – wie es auf Friedhöfen durch Grabsteine mit eingravierten Namen der Fall ist. Diesen Mangel an Präsenz sollen die Stolpersteine annäherungsweise füllen, indem sie Namen und Lebensintervall der Person sichtbar werden lassen. Dadurch wird ein Ort der Erinnerung geschaffen.

Bei den ausgewählten fünf Individuen mangelt es aber nicht nur an einem Ort des Erinnerns, sondern auch an Menschen, die sich an sie erinnern könnten. Ihre Existenz ist dadurch nicht nur physisch ausgelöscht, sondern vollständig abwesend. Unsere Projektgruppe wollte ihnen wenigstens so viel Anwesenheit „zurückgeben“, wie durch die materielle Präsenz des Messings und Betons ermöglicht wird – und wir sind uns bewusst, wie wenig das ist.

So sollen auch folgende Namen erwähnt werden, für die ebenfalls Stolpersteine verlegt wurden:

Marion Beutler (15.08.1905, Berlin – 5.5.1942, Kulmhof, Deportation am 29.10.1941 nach Ghetto Litzmannstadt mit dem dritten Transport), Studentin der Chemie.¹⁶⁸

Walter Brock (05.06.1896, Berlin – verschollen, Deportation am 14.12.1942 nach Auschwitz), Student der Staatswissenschaften.

Alfred Goldstaub (12.01.1912, Berlin – 29.10.1942, Riga, Deportation am 26.10.1942), Student der Medizin.

Margot Ruth Rosenthal (15.05.1906, Berlin – 10.09.1942, Berlin, Freitod), Studentin der Medizin.¹⁶⁹

Cäcilie Bertha Springer (29.11.1909, Schubin – 4.5.1942, Kulmhof, Deportation am 29.10.1941 nach Ghetto Litzmannstadt mit dem dritten Transport), Studentin an der Philosophischen Fakultät.¹⁷⁰

Die Auswahl gerade dieser Personen war zum größten Teil zufällig. Ausnahme ist Walter Brock, der durch seinen ehemaligen Wohnort eine besondere Beziehung zu einigen Mitgliedern der Projektgruppe hat. Das Haus 10 des Studentenwohnheimes Siegmunds Hof, der Wohnort von drei Stipendiaten der Projektgruppe, befindet sich heute genau an der Stelle, wo damals das Wohnhaus von Walter Brock stand.

So gehören diese fünf auch zu den zwanzig Personen, denen im Rahmen dieses Projekts ein Ort im Gewebe der Gegenwart der Stadt Berlin geschaffen wurde. Sie alle stehen stellvertretend für die zahlreichen während des Nationalsozialismus verfolgten und ermordeten Studierenden. Wir hoffen, dass dieses Projekt von anderen engagierten Angehörigen der Humboldt-Universität zu Berlin weitergeführt wird und so die Lücken in der Erinnerung allmählich gefüllt werden können.

Danksagung

Vielen Personen und Institutionen gilt unser Dank, die am Entstehen und Gelingen des Projekts beteiligt waren. Neben den schon in der Einleitung erwähnten Personen möchten wir uns noch namentlich bedanken bei:

Judith Wiethoff, von der die Idee zu diesem Projekt an uns herangetragen wurde und die die ersten Kontakte knüpfte.

Den Angehörigen, die ihre Erinnerungen und Fotoalben mit uns teilten, uns berührende und auch schmerzhaftige Geschichten erzählten:

Ron Brinitzer (Deutschland)

Werner L. Frank (USA)

Henry William Grenville (Großbritannien)

Benjamin Katz (Deutschland)

Gideon und Dvora Lottan (Israel)

Yoav Tal (Israel)

Shlomit Yariv (Israel)

Allen Archiven und ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern:

Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem

Archiv der Humboldt-Universität zu Berlin

Brandenburgisches Landeshauptarchiv in Potsdam

Archiv der KZ-Gedenkstätte Auschwitz (Lucyna Filip)

Archiv des Entschädigungsamtes Berlin

Archiv der Universität Bern (Niklaus Buetikofer)

Archiv der Hebräischen Universität Jerusalem

Centrum Judaicum Berlin

Bundesarchiv Berlin

Allen Personen, die uns mit Ratschlägen und fachkundiger Beratung zur Seite standen:

Levke Harders

Sabine Haustein

Victoria Hegner

Ludger Hülskemper-Niemann

Jürgen Löwenstein

Margit Naarmann

Annette Vogt

Viel verdankt die Verwirklichung des Projekts Constanze Richter, der Leiterin des Jubiläumsbüros der Humboldt-Universität, und ihrem Team im Jubiläumsbüro HU200.

Der ausdrückliche Dank der Projektgruppe gilt Annett Peschel und Julia Wunderer, Koordinatorinnen unseres Stipendienprogramms. Sie waren sowohl bei der Suche nach Finanzierung als auch bei den organisatorischen Angelegenheiten eine unentbehrliche Hilfe, unterstützten uns jederzeit mit ihren Ratschlägen und Antworten.

Danken möchten wir auch denjenigen, die mit ihrer großzügigen Spende zur Verwirklichung des Projekts beigetragen haben.

Verena Bunkus, Trudy Dahan, Sheer Ganor, Martin Hagmayr, Héla Hecker, Ewa Miśkiewicz

Projektgruppe Stolpersteine

Literatur- und Quellenverzeichnis

1. Literatur

Bendt, Vera (Hrsg.): Öffne deine Hand für die Stummen. Die Geschichte der Israelitischen Taubstumm-Anstalt Berlin-Weißensee, 1873 bis 1942, Berlin 1993.

Bühnen, Matthias, Schaarschmidt, Rebecca: Studierende als Täter und Opfer bei der NS-Machtübernahme an der Berliner Universität, in: Christoph Jahr (Hrsg.): Die Berliner Universität und die NS-Zeit, Band 1. Stuttgart 2005, S. 115-142.

vom Bruch, Rüdiger: Einleitung, in: Rüdiger vom Bruch (Hrsg.): Die Berliner Universität in der NS-Zeit, Band 2. Stuttgart 2005.

Comils, Kerstin: Neues aus Arkadien: Der Streit um die Moderne bei Adalbert Stifter und Jorge Isaacs, Köln 2007.

Drovs, Dagmar: Heilpädagogik im deutschen Judentum. Eine Spurensicherung 1873 – 1942, Münster 2000.

Gedenkbuch Berlins der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus. Freie Universität Berlin, Zentralinstitut für sozialwissenschaftliche Forschung, Berlin 1995.

Gedenkbuch. Opfer der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945, Bundesarchiv, Koblenz 1986.

Jahr, Christoph: Führen ist ein schwierig Ding. Anspruch und Wirklichkeit der „Führeruniversität“ in Berlin 1933-1945, in: Christoph Jahr (Hrsg.): Die Berliner Universität und die NS-Zeit, Band 1. Stuttgart 2005, S. 17 – 36.

Naarmann, Margit: Ein Auge gen Zion. Das jüdische Umschulungs- und Einsatzlager am Grünen Weg in Paderborn 1939-1943, Köln 2000.

Frida-Levy-Gesamtschule Essen (Hrsg.): Frida Levy, 2. Auflage Essen 2006.

Friedlander, Albert H.: A Muted Protest in War-Time Berlin. Writing on the Legal Position of German Jewry throughout the Centuries – Leo Baeck – Leopold Lucas – Hilde Ottenheimer, in: Year Book XXXVII of the Leo Baeck Institute, London 1992, S. 363-380.

Harders, Levke: Studiert, promoviert: Arriviert? Promovendinnen des Berliner Germanischen Seminars (1919-1945), Frankfurt am Main 2004.

Langkau-Alex, Ursula: Karl Kautsky in den Niederlanden, in: Hans Würzner: Österreichische Exilliteratur in den Niederlanden, 1934-1940, Amsterdam 1986.

Loose, Ingo (Bearb.): Berliner Juden im Getto Litzmannstadt 1941-1944, Stiftung Topographie des Terrors, Berlin 2009.

Meyer, Beate (Hrsg.): Juden in Berlin, 1938 – 1945. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung in der Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum“; Mai bis August 2000, Berlin 2000.

Reinfelder, Georg: MS „St. Louis“. Die Irrfahrt nach Kuba – Frühjahr 1939, Teetz 2002.

Rückl, Steffen unter Mitarb. von Karl-Heinz Noack: Studentischer Alltag an der Berliner Universität 1933 bis 1945, in: Christoph Jahr (Hrsg.): Die Berliner Universität und die NS-Zeit, Band 1. Stuttgart 2005, S. 115-142.

Schmidt, Sabine: Das domestizierte Subjekt: Subjektkonstitution und Genderdiskurs in ausgewählten Werken Adelbert Stifters, St. Ingbert 2004.

Schöck-Quinteros, Eva: Zwischen Zedaka und Wissenschaft. Hilde Ottenheimer (1896-1942), in: Sabine Hering (Hg.): Jüdische Wohlfahrtspflege im Spiegel von Biographien (Schriften des Arbeitskreises „Geschichte der jüdischen Wohlfahrt in Deutschland“, Bd. 2) Frankfurt am Main 2006 und 2007, S. 338-350.

Vogt, Annette: Ehrendes Gedenken gegen das Vergessen, in: Berlinische Monatsschrift 9 (2000) 1, S. 20-23.

2. Quellen

2.a. Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsarchiv:

Stammrolle für Reichsdeutsche Nichtarier der Universität Berlin, Kennziffer 12 (Mikrofiche).

Jur. Fak., 307 (Promotionsakte von Heinrich Gabel).

Phil. Fak., 800 (Promotionsakte von Manfred Litten).

Phil. Fak., 795 (Promotionsakte von Hilde Ottenheimer).

Phil. Fak., 768 (Promotionsakte von Elise Unger).

Phil. Fak., 776, (Promotionsakte von Ernst Horwitz).

2.b. Archiv des Landesamtes für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten, Abteilung I – Entschädigungsbehörde:

Akte nach Walter Herz, Reg. Nr. 63.950.
 Akte nach Ruth Jacobsohn, Reg. Nr. 358787.
 Akte nach Alice Markiewicz, Reg. Nr. 62461.
 Akte nach Herta Ruth Selbiger, Reg. Nr. 316.018.

2.c. Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde:

Ergänzungskarten der Volkszählung vom 17.05.1939, Bestand R15.09
 Reichssippenamt, Datenbank.

2.d. Archivbestände des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau in Oświęcim:

Gestapo Berlin Auschwitz Transport 39-61 15, Sygn. DRF -3/129/5 nr.
 inw. 1497K.
 K-Do Golleschau, S4G D – Aulll Golleschau Band 1.
 Gestapo Berlin Auschwitz Transporte -25-28 +4, Sygn. D-RF-3/121/14,
 nr. inw. 149712.

2.e. Universitätsarchiv Bern:

Akte BBo5.10.122, Promotionsakte von Herta Ruth Selbiger.

2.f. Brandenburgisches Landeshauptarchiv:

Vermögenserklärung von Martin Hammerschmidt, REP 36A II13723.
 Vermögenserklärung von Herta Ruth Selbiger, REP 36A Nr. II35356.

2.g. Archiv der Hebräischen Universität Jerusalem:

Akte von Herbert Katz (ohne Signatur).

3. Korrespondenz und private Quellen

Briefe von Hans Löwenthal, Privatbesitz Shlomit Yariv und Yoav Tal (Is-
 rael).

Briefe von Herbert Katz, Privatbesitz Benjamin Katz.

Schreiben des Archivs der KZ-Gedenkstätte Mauthausen vom 14.12.2009,
 Schriftzeichen: 3.500/1296-IV/7/09.

Schreiben der Dokumentationsstelle Hartheim des OÖLA vom
 27.11.2009.

Schreiben des Archivs des Centrum Judaicum vom 19.04.2010.

Schreiben von Harry Grenville vom 22.03.2010.

4. Internetquellen

www.berlin.de/ba-charlottenburg-wilmersdorf/bezirk/lexikon/deportationsliste.html

www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/intro.html (*Onlineversion des Gedenkbuches an Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933 – 1945*)

www.charite.de/medizingeschichte/forschung/HU-Archiv-PRV-Studenten1933-1938.html

<http://freepages.genealogy.rootsweb.ancestry.com/~alcalz/aufbau/1943/1943pdf/j9ao8s18.pdf>

www.joodsmonument.nl/person/516213

www.joodsmonument.nl/person/534971/nl

www.joodsmonument.nl/person/534972/nl

www.lkz.de/home/lokalnachrichten/vereine_artikel,-Tragisches-Leben-einer-Ludwigsburgerin-_arid,8286.html (*Ludwigsburger Kreiszeitung vom 25.03.2008, Tragisches Leben einer Ludwigsburgerin*)

www.mcbridefineart.com/curriculum_vitae_-_benjamin.html
abgerufen am 29.04.2010

http://music-at.homeip.net/family/family_tree_v2/wegner-gartner/Wegner-Gartner%20Family%20Tree-66.html (*Wegner-Gärtner Family Tree*)

www.stolpersteine-ludwigsburg.de/greilsamer.html

www.ushmm.org/museum/exhibit/online/stlouis/search/search.htm

www.yadvashem.org/wps/portal/IY_HON_Welcome (*Gedenkblätter*)

Anmerkungen

- 1 Vgl. Steffen Rückl unter Mitarb. von Karl-Heinz Noack: Studentischer Alltag an der Berliner Universität 1933 bis 1945, in: Christoph Jahr (Hrsg.): Die Berliner Universität und die NS-Zeit, Band 1. Stuttgart 2005, S. 115-142, S. 199.
- 2 Ebd. S. 126.
- 3 Vgl. Christoph Jahr: Führen ist ein schwierig Ding. Anspruch und Wirklichkeit der „Führeruniversität“ in Berlin 1933-1945, in: Christoph Jahr (Hrsg.): a.a.O., S. 20.
- 4 Vgl. Matthias Bühnen, Rebecca Schaarschmidt: Studierende als Täter und Opfer bei der NS-Machtübernahme an der Berliner Universität, in: Christoph Jahr (Hrsg.): a.a.O., S. 150.
- 5 Vgl. Steffen Rückl unter Mitarb. von Karl-Heinz Noack: Studentischer Alltag an der Berliner Universität 1933 bis 1945, a.a.O., S. 117.
- 6 Rüdiger vom Bruch: Einleitung, in: Rüdiger vom Bruch (Hrsg.): Die Berliner Universität in der NS-Zeit, Band 2. Stuttgart 2005, S. 16.
- 7 Dagmar Drovs: Heilpädagogik im deutschen Judentum. Eine Spurensicherung 1873 – 1942, Münster 2000, S. 149.
- 8 www.charite.de/medizingeschichte/forschung/HU-Archiv-PRV-Studenten1933-1938.htm, abgerufen am 05.05.2010.
- 9 Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde: Ergänzungskarten der Volkszählung vom 17.05.1939, Bestand R15.09 Reichssippenamt Datenbank, Datensatz zu Max Bayer.
- 10 Dagmar Drovs, a.a.O., S. 149.
- 11 Ebd. S. 49.
- 12 Vera Bendt (Hrsg.): Öffne deine Hand für die Stummen. Die Geschichte der Israelitischen Taubstummen-Anstalt Berlin-Weissensee, 1873 bis 1942, Berlin 1993, S. 61.
- 13 Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde: Ergänzungskarten der Volkszählung vom 17.05.1939, Bestand R15.09 Reichssippenamt Datenbank, Datensatz zu Max Bayer.
- 14 www.bundesarchiv.de/gedenkbuch, Einträge zu Paula und Heinz Gongola, abgerufen am 10.05.2010.
- 15 Dagmar Drovs, a.a.O., S. 50.
- 16 Vera Bendt (Hrsg.), a.a.O., S. 61.
- 17 www.bundesarchiv.de/gedenkbuch, Einträge zu Max, Gisela und Reha Bayer, abgerufen am 10.05.2010.
- 18 „In Kattowitzer Adressbüchern ist mehrmals ein Tischler gleichen Namens eingetragen.“ Information von Ron Brinitzer, 25.01.2010 (E-Mail Kontakt der Vf.).
- 19 Information aus den Yad Vashem Gedenkblättern ihrer Nichte Traute L. Bieber vom 24.10.1977 sowie von Helene Berger vom 16.09.1956.
- 20 Eintrag im Gedenkbuch des Bundesarchivs, www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/directory.html?id=848384&submit=1&page=1&maxview=50&offset=0, abgerufen am 14.05.2010.
- 21 Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsarchiv, Stammrolle für Reichsdeutsche Nichtarier der Universität Berlin, Kennziffer 12.
- 22 Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde: Ergänzungskarten der Volkszählung vom 17.05.1939, Bestand R15.09 Reichssippenamt Datenbank.
- 23 Ergänzungskarte der Volkszählung von 1939; Information von Ron Brinitzer (E-Mail Kontakt der Vf.).
- 24 Hachschara (hebräisch), bedeutet „Vorbereitung, Tauglichmachung“.
- 25 Margit Naarmann: Ein Auge gen Zion. Das jüdische Umschulungs- und Einsatzlager am Grünen Weg in Paderborn 1939-1943, Köln 2000, S. 25.
- 26 Ebd. S. 12.
- 27 Vgl. ebd. S. 20ff.
- 28 Charlotte Seligmann wurde am 13.01.1908 in Schwetz, Westpreußen geboren. Information aus dem Yad Vashem Gedenkblatt von Alfred Ohnhaus, 05.04.1990.
- 29 Margit Naarmann, a.a.O., S. 155.
- 30 Ebd.
- 31 Information von Israel Jürgen Löwenstein, 05.05.2010 (E-Mail Kontakt der Vf.).
- 32 Yad Vashem Gedenkblatt von Alfred Ohnhaus, 05.04.1990.
- 33 Konzentrationslager der IG Farben, das Arbeitskräfte für den Bau der Buna-Werke in Dwory/Auschwitz benötigte.
- 34 Information von Israel Jürgen Löwenstein, 19.04.2010 (E-Mail Kontakt der Vf.).
- 35 Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsarchiv, Jur. Fak, 307, Blatt 2.
- 36 Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsarchiv, Jur. Fak, 307, Blatt 7.
- 37 www.bundesarchiv.de/gedenkbuch, Eintrag zu Charlotte Gabel, abgerufen am 30.04.2010.
- 38 Georg Reinfelder: MS „St. Louis“. Die Irrfahrt nach Kuba – Frühjahr 1939, Teetz 2002, S. 110.
- 39 Ebd. S. 145.
- 40 www.ushmm.org/museum/exhibit/online/stlouis/search/search.htm, abgerufen am 30.04.2010.
- 41 www.bundesarchiv.de/gedenkbuch, Einträge zu Beate, Gerhard und Heinrich Gabel, abgerufen am 30.04.2010.

- 42 Archivbestände des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau in Oświęcim, K-Do Golleschau, S4G D – AuIII Golleschau Band 1, Blatt 101.
- 43 www.ushmm.org/museum/exhibit/online/stlouis/search/search.htm, abgerufen am 30.04.2010.
- 44 www.bundesarchiv.de/gedenkbuch, Eintrag zu Heinrich Gabel, abgerufen am 30.04.2010.
- 45 www.joodsmonument.nl/person/516213, Yad Vashem Gedenkblatt als Erinnerung an Georg Grünspace, ausgefüllt von Erna Bloch, geb. Grünspace, abgerufen Dezember 2009.
- 46 Ebd.
- 47 <http://jct.co.il/shareholders.asp>, abgerufen April 2010.
- 48 Yad Vashem Gedenkblatt als Erinnerung an Ernst Grünspace, ausgefüllt in Israel, 1972, von Erna Bloch, geb. Grünspace, abgerufen Dezember 2009.
- 49 Ursula Langkau-Alex: Karl Kautsky in den Niederlanden, in: Hans Würzner: Österreichische Exilliteratur in den Niederlanden, 1934-1940, Amsterdam 1986, S. 47.
- 50 Liste Lagerhäftlinge Theresienstadt (Prag, 1995), wie auf der Webseite von Yad Vashem veröffentlicht, abgerufen November 2009). [www.yadvashem.org/wps/portal/lut/p/_s_7_o_A/7_o_FL/.cmd/acd/.ar/sa.portlet.FromDetailsSubmitAction/.c/6_o_9D/.ce/7_o_V9/.p/5_o_P1/.d/1?related_key=&DTsearchQuery=&todo=2&images=\[%2Fleading_folder%2Ftheresienstadt.jpg\]&imagedescs=\[%2Fleading_folder%2Ftheresienstadt.jpg\]&itemid=4878229&q1=xK9je5SvzVo%3D&q2=HHnB2lzXexxe%2B94%2FL43icf855hH4Ts&q3=NLavtoPeCRk%3D&q4=NLavtoPeCRk%3D&q5=zzX77rFs49w%3D&q6=orgET8W05Yc%3D&q7=4zoeK253tAoDJrC%2B9J%2FWPLZDLC%2Fo%2Fve%2B&npage=&zoomdesc=&victim_details_name=+Gruenspace+Ernst&fromSearch=yes&victim_details_id=4878229&imagenum=0&searchfor=5#7_o_V9](http://www.yadvashem.org/wps/portal/lut/p/_s_7_o_A/7_o_FL/.cmd/acd/.ar/sa.portlet.FromDetailsSubmitAction/.c/6_o_9D/.ce/7_o_V9/.p/5_o_P1/.d/1?related_key=&DTsearchQuery=&todo=2&images=[%2Fleading_folder%2Ftheresienstadt.jpg]&imagedescs=[%2Fleading_folder%2Ftheresienstadt.jpg]&itemid=4878229&q1=xK9je5SvzVo%3D&q2=HHnB2lzXexxe%2B94%2FL43icf855hH4Ts&q3=NLavtoPeCRk%3D&q4=NLavtoPeCRk%3D&q5=zzX77rFs49w%3D&q6=orgET8W05Yc%3D&q7=4zoeK253tAoDJrC%2B9J%2FWPLZDLC%2Fo%2Fve%2B&npage=&zoomdesc=&victim_details_name=+Gruenspace+Ernst&fromSearch=yes&victim_details_id=4878229&imagenum=0&searchfor=5#7_o_V9)
- 51 www.charite.de/medizingeschichte/forschung/HU-Archiv-PRV-Studenten1933-1938.htm, abgerufen am 12.05.2010.
- 52 Bestände des Brandenburgischen Landeshauptarchiv: Rep 36A II 13723/33.
- 53 Beate Meyer (Hrsg.): Juden in Berlin, 1938 – 1945. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung in der Stiftung „Neue Synagoge Berlin - Centrum Judaicum“; Mai bis August 2000, Berlin 2000, S. 230.
- 54 Bestände des Brandenburgischen Landeshauptarchiv: Rep 36A II 13723/42.
- 55 Beate Meyer (Hrsg.), a.a.O., S. 230.
- 56 Bestände des Brandenburgischen Landeshauptarchiv: Rep 36A II 13723/3.
- 57 Ebd. Rep 36A II 13723/12.
- 58 Ebd. Rep 36A II 13723/31.
- 59 Ebd. Rep 36A II 13723/33, 42, 51.
- 60 Archivbestände des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau in Oświęcim-Gestapo Berlin Auschwitz Transport 39-61 15, Sygn. DRF -3/129/5 nr. inw. 1497K .
- 61 Archiv des Landesamtes für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten, Abteilung I – Entschädigungsbehörde, Akte 63.950 Walter Herz Blatt E8.
- 62 Ebd. Blatt C17.
- 63 Ebd. Blatt E15.
- 64 Frida-Levy-Gesamtschule Essen (Hrsg.): Frida Levy, 2. Auflage September 2006 Essen, S. 43.
- 65 Archiv des Landesamtes für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten, Abteilung I – Entschädigungsbehörde, Akte 63.950 Walter Herz Blatt E15.
- 66 Frida-Levy-Gesamtschule Essen (Hrsg.), a.a.O., S. 44f.
- 67 Ebd. S. 45.
- 68 Archiv des Landesamtes für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten, Abteilung I – Entschädigungsbehörde, Akte 63.950 Walter Herz Blatt M47.
- 69 Frida-Levy-Gesamtschule Essen (Hrsg.), a.a.O., S. 50f.
- 70 Ebd.
- 71 Ebd. S. 55.
- 72 Ebd. S. 53.
- 73 Ebd. S. 69f.
- 74 Ebd. S. 57.
- 75 Schreiben der Dokumentationsstelle Hartheim des OÖLA vom 27.11.2009.
- 76 Archiv des Landesamtes für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten, Abteilung I – Entschädigungsbehörde, Akte 63.950 Walter Herz Blatt A2b.
- 77 Schreiben des Archivs des Centrum Judaicum vom 19.04.2010.
- 78 <http://freepages.genealogy.rootsweb.ancestry.com/~alcalz/aufbau/1943/1943pdf/j9a08s18.pdf>, abgerufen am 29.04.2010.
- 79 Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsarchiv zu Berlin, Phil. Fak, 776, S. 44.
- 80 Ebd. S. 43
- 81 Ebd. S. 46.
- 82 www.joodsmonument.nl/person/534972/nl, abgerufen am 28.03.2010.
- 83 Schreiben des Archivs der KZ-Gedenkstätte Mauthausen vom 14.12.2009, Schriftzeichen: 3.500/1296-IV/7/09.
- 84 www.joodsmonument.nl/person/534971/nl, abgerufen am 28.03.2010.

- 85 Eidesstattliche Versicherung von Ruth Ehrlich, 1958, in: Entschädigungsamt Archiv, Akte von Ruth Jacobsohn, Reg. Nr. 358787, S. E4.
- 86 Yad Vashem Gedenkblatt als Erinnerung an sie, ausgefüllt von ihrer Schwester Gerda Rosenstrauch, geb. Jacobsohn, Israel 2000. Sie ist als „Ruth Rosa Jacobsohn“ erwähnt. In allen weiteren Quellen ist nur ihr erster Vorname genannt.
- 87 Eidesstattliche Versicherung von Bertha Engländer, 1958, in: Entschädigungsamt Archiv, S. E6.
- 88 Yad Vashem Gedenkblatt als Erinnerung an Ruth Jacobsohn.
- 89 Eidesstattliche Versicherung von Gerda Rosenstrauch, 1966, in: Entschädigungsamt Archiv, S. E21.
- 90 Yad Vashem Gedenkblatt als Erinnerung an Ruth Jacobsohn.
- 91 Ebd.
- 92 Eidesstattliche Versicherung von Bertha Engländer, 1958, in: Entschädigungsamt Archiv, S. E6; Eidesstattliche Versicherung von Ruth Ehrlich, 1958, in: Entschädigungsamt Archiv, S. E4.
- 93 Brief des Universitätsarchivs Leipzig an Rechtsanwalt Dr. Markson, 1962, in: Entschädigungsamt Archiv, S. E8.
- 94 Eidesstattliche Versicherung von Bertha Engländer, 1958, in: Entschädigungsamt Archiv, S. E6; Eidesstattliche Versicherung von Ruth Ehrlich, 1958, in: Entschädigungsamt Archiv, S. E4.
- 95 Ebd.
- 96 Yad Vashem Gedenkblatt als Erinnerung an Siegfried Jacobsohn, ausgefüllt von Gerda Rosenstrauch, geb. Jacobsohn, Israel 2000.
- 97 Onlineversion des Gedenkbuches an Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933 – 1945 www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/intro.html, abgerufen Februar 2010.
- 98 Jüdisches Leben in Pankow, Bild 10.14: http://de.juedisches-leben.org/ausstellung.php?topic_id=10&photo_id=14, abgerufen Mai 2010.
- 99 Archiv der Universität Jerusalem, Akte Herbert Katz, Blatt 7 und 8.
- 100 Vgl. Archiv der Universität Jerusalem, Akte Herbert Katz, Blatt 19f.
- 101 Ebd. Blatt 8.
- 102 Vgl. Archiv der Universität Jerusalem, Akte Herbert Katz, Blatt 9 und 18.
- 103 Ebd. Blatt 2.
- 104 Ebd. Blatt 1.

- 105 Brief von Herbert Katz an seine Frau und seinen Sohn vom 30.11.1940, Privatbesitz Benjamin Katz.
- 106 www.mcbridefineart.com/curriculum_vitae_-_benjamin.html, abgerufen am 29.04.2010.
- 107 Alle Informationen, die nicht durch andere Fußnoten belegt sind, entstammen einem persönlichen Gespräch der Verfasser mit Benjamin Katz am 13.03.2010 in Köln.
- 108 Vgl. Manfred Ralf Litten, Promotionsakte, Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsarchiv.
- 109 Ebd.
- 110 Vgl. Heiratsurkunde no. 98., Standesamt in Berlin.
- 111 Dieses Datum nach der Befreiung des Lagers bedeutet wahrscheinlich nur die offizielle Feststellung des Todes, der schon früher eingetreten ist.
- 112 Persönliches Gespräch der Vf. mit Shlomit Yariv und Yoav Tal (Nichte und Neffe von Hans Löwenthal), Israel, 02.01.2010.
- 113 Ebd.
- 114 Brief von Hans Löwenthal an Claire Ora Wolf, 10.08.1939. Der Brief und die nachfolgend erwähnte Briefe wurden uns von der Familie übergeben.
- 115 Vgl. Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde: Ergänzungskarten der Volkszählung vom 17.05.1939, Bestand R15,09 Reichssippenamt Datenbank, Datensatz zu Hans Löwenthal.
- 116 Vgl. Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsarchiv, Stammrolle für Reichsdeutsche Nichtarier.
- 117 Persönliches Gespräch der Vf. mit Shlomit Yariv und Yoav Tal. Israel, 02.01.2010.
- 118 Ebd.
- 119 Vgl. Brief von Erwin Zimel an Trude Löwenthal, 21.08.1940.
- 120 Brief von Hans, Siegfried und Auguste Löwenthal an Claire Ora Wolf, unbekanntes Datum.
- 121 Vgl. Onlineversion des Gedenkbuches an Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933 – 1945, www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/intro.html, abgerufen Februar 2010.
- 122 Vgl. Archiv des Landesamtes für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten, Abteilung I – Entschädigungsbehörde, Akte 62461/A9.
- 123 Vgl. ebd. Akte 62461/D2 u. A10.
- 124 Vgl. ebd. Akte 62461/D2.
- 125 Vgl. ebd. Akte 62461/D2 u. A6.

- 126 www.charite.de/medizingeschichte/forschung/HU-Archiv-PRV-Studenten1933-1938.htm, abgerufen am 12.05.2010.
- 127 Vgl. Archiv des Landesamtes für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten, Abteilung I – Entschädigungsbehörde, Akte 62461/A8.
- 128 Vgl. Gedenkbuch - Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945, Bundesarchiv, Koblenz 1986.
- 129 Vgl. Archiv des Landesamtes für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten, Abteilung I – Entschädigungsbehörde, Akte 62461/D2.
- 130 APMO, D-AU15/2 Leichenhallenbuch, S. 59 in: Kalendarium der Ereignisse im 1939-1945, Danuta Czech.
- 131 Vgl. Museum Auschwitz-Birkenau in Oświęcim: Gestapo Berlin Auschwitz Transporte -25-28 +4, Sygn. D-RF-3/121/14, nr. inw. 149712.
- 132 Vgl. www.bundesarchiv.de/gedenkbuch, Einträge zu Alice und Hans Markiewicz, abgerufen am 12.05.2010.
- 133 Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsarchiv, Bestand Phil. Fak., Nr. 795, Blatt 108.
- 134 Vgl. ebd. zwischen Blatt 115 und 116.
- 135 Vgl. Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsarchiv, Stammrolle für Reichsdeutsche Nichtarier der Universität Berlin, Kennziffer 12.
- 136 Ludwigsburger Kreiszeitung vom 25.03.2008, Tragisches Leben einer Ludwigsburgerin, www.lkz.de/home/lokalnachrichten/vereine_artikel,-Tragisches-Leben-einer-Ludwigsburgerin-_arid,8286.html, abgerufen am 14.05.2010.
- 137 Vgl. Eva Schöck-Quinteros, a.a.O., S. 457.
- 138 Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsarchiv, Bestand Phil. Fak., Nr. 795, Blatt 111.
- 139 Eva Schöck-Quinteros, a.a.O., S. 357.
- 140 Vgl. Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsarchiv, Bestand Phil. Fak., Nr. 795.
- 141 Vgl. Eva Schöck-Quinteros, a.a.O., S. 359ff. und Albert H. Friedlander: A Muted Protest in War-Time Berlin. Writing on the Legal Position of German Jewry throughout the Centuries – Leo Baeck – Leopold Lucas – Hilde Ottenheimer, in: Year Book XXXVII of the Leo Baeck Institute, London 1992, S. 363-380.
- 142 Vgl. Gedenkbuch. Opfer der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945, Bundesarchiv, Koblenz 1986 sowie Gedenkbuch Berlins der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus. Freie Universität Berlin, Zentralinstitut für sozialwissenschaftliche Forschung, Berlin 1995.

- 143 www.stolpersteine-ludwigsburg.de/greilsamer.html, abgerufen am 13.05.2010.
- 144 Korrespondenz mit Harry Grenville am 22.03.2010.
- 145 Universitätsarchiv Bern, Akte BB05.10.122, Brief vom Dekan der Medizinischen Fakultät an Herta Ruth Selbiger vom 10.02.1938.
- 146 Onlineversion des Gedenkbuches an Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933 – 1945, www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/intro.html, abgerufen Februar 2010.
- 147 Vermögenserklärung von Herta Ruth Selbiger, ausgefüllt am 29.08.1942, in: Brandenburgisches Landeshauptarchiv, REP 36A Nr. II35356, S. 19.
- 148 Vgl. Universitätsarchiv Bern, Lebenslauf von Herta Ruth Selbiger, verfasst wahrscheinlich vor Dezember 1937.
- 149 Vgl. Eidesstattliche Versicherung von Herbert Selbiger, 1956, in: Entschädigungsamt Archiv Berlin, Akte von Herta Ruth Selbiger, Reg. Nr. 316.018, S. E5.
- 150 Vgl. ebd.
- 151 Vgl. Universitätsarchiv Bern, Akte BB05.10.7, S. 114.
- 152 Universitätsarchiv Bern, Akte BB05.10.122, Gutachten von Prof. Fritz de Quervain vom 03.12.1937.
- 153 Dienstzeugnis von der Abteilung der Lungenkranken im Jüdischen Krankenhaus vom 21.06.1938, in: Entschädigungsamt Archiv, S. E8.
- 154 Dienstzeugnis von der geburtshilflich-gynäkologischen Abteilung im Jüdischen Krankenhaus vom 10.12.1938, in: Entschädigungsamt Archiv, S. E10.
- 155 Dienstzeugnis von der Tuberkulose-Abteilung im Jüdischen Krankenhaus vom 31.01.1940, in: Entschädigungsamt Archiv, S. E11.
- 156 Wegner-Gärtner Family Tree, http://music-at-homeip.net/family/family_tree_v2/wegner-gartner/Wegner-Gartner%20Family%20Tree-66.htm, abgerufen November 2009.
- 157 Befehl zur Räumung der Wohnung von der Jüdischen Kulturvereinigung zu Berlin e.V. an die Familie Selbiger, Entschädigungsamt Archiv, S. D4.
- 158 Vgl. Vermögenserklärung von Herta Ruth Selbiger, S. 42.
- 159 Vgl. Onlineversion des Gedenkbuches an Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, abgerufen Februar 2010.
- 160 Vgl. Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsarchiv, Phil. Fak. 768: 136-153. Vgl. auch: Levke Harders: Studiert, promoviert: Arriviert? Promovendinnen des Berliner Germanischen Seminars (1919-1945), Frankfurt am Main 2004.
- 161 Kerstin Comils: Neues aus Arkadien: Der Streit um die Moderne bei Adalbert Stifter und Jorge Isaacs, Köln 2007, 266f. und Fußnote 574.

- 162 Ebd.
- 163 Sabine Schmidt: Das domestizierte Subjekt: Subjektkonstitution und Genderdiskurs in ausgewählten Werken Adelbert Stifters, St. Ingbert 2004, S. 29.
- 164 Vgl. Annette Vogt: Ehrendes Gedenken gegen das Vergessen, in: Berlinische Monatschrift 9 (2000) 1, S. 20-23.
- 165 Vgl. www.berlin.de/ba-charlottenburg-wilmersdorf/bezirk/lexikon/deportationsliste.html, abgerufen am 10.05.2010.
- 166 Annette Vogt, a.a.O.
- 167 Vgl. Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsarchiv, Stammrolle für Reichsdeutsche Nichtarier der Universität Berlin, Kennziffer 12.
- 168 Vgl. Berliner Juden im Getto Litzmannstadt 1941-1944, Bearbeitet von Ingo Loose, Stiftung Topographie des Terrors, Berlin 2009, S. 189.
- 169 Alle hier angegebene Informationen wurden dem Online Gedenkbuch des Bundesarchivs entnommen: www.bundesarchiv.de/gedenkbuch, abgerufen: 15.05.2010.
- 170 Berliner Juden im Getto Litzmannstadt 1941-1944, S. 285.

www.hu-berlin.de/ueberblick/geschichte/stolpersteine